

zen zu nennen und deren Heilkräfte mitzuteilen, sondern auf der Abkonterfeierung ihrer Gestalt besteht.

Aber auch die Form, in der er die Gesundheitslehre einführt, verdient Aufmerksamkeit: Ergibt sie als das Produkt seiner betrachtenden Erfahrung der Natur, nicht als die Weisheit der auctoritas aus.

Die Zwiespältigkeiten setzen sich im Textteil des Hortus fort. Der Stadtarzt Johann Wonnecke kümmert sich kaum um die abgebildeten Pflanzen, bringt die Ungereimtheiten zwischen den überlieferten Angaben und der eigenen Erfahrung bzw. den Abbildungen nicht zur Sprache. Selten geht er wie in der nebenstehenden Beschreibung des »elephanten zans« (Abb. 35) auf die Holzschnitte ein. Von den 376 Pflanzen- und Tierabbildungen des Hortus schließlich ist nur ein Teil tatsächlich nach der Natur, ohne Rückgriff auf die ikonische Tradition gezeichnet. Julius Schuster meint nachweisen zu können, daß 94 Abbildungen aus einer spätmittelalterlichen Platearius-Handschrift kopiert sind.¹⁸ Auch die restlichen Holzschnitte, die entweder direkt nach der Natur oder aber nach Miniaturen, die auf Naturbetrachtung zurückgehen, geschnitten sind, haben keinen gleichbleibenden Duktus und wirken sowohl hinsichtlich der technisch-künstlerischen Seite, z.B. dem Einsatz der Schraffur, als auch der Detailwiedergabe der natürlichen Objekte durchaus unterschiedlich. Dies könnte daran liegen, daß mehrere Formschneider an der Herstellung beteiligt waren. Im Endeffekt bleiben nur etwa 60 Abbildungen übrig, die tatsächlich dem Maler, den Breydenbach auf seine Reise mitnahm, Reuwich, sowohl im Entwurf als auch in der Übertragung auf den Holzstock zugeschrieben werden können.

Und es sind diese Darstellungen, die den Ruf des Hortus als »entscheidenden Wendepunkt in der botanischen Illustrationsgeschichte« begründet haben.¹⁹

Unter diesen Pflanzendarstellungen befinden sich sowohl in Deutschland heimische Arten als auch Exemplare, die »während der Pilgerreise in den Orient entworfen sein müssen.«²⁰

Die entgegengesetzte Annahme, daß nämlich die fremdländischen Pflanzen nicht nach der Natur gezeichnet sind – und Reuwich demnach vielleicht gar nicht auf der Reise tätig war –, erscheint zumal dann unwahrscheinlich, wenn man die Milieustudien aus

dem Orient ansieht, die in dem Reisewerk Breydenbachs enthalten sind. Weitgehend unabhängig von den Textbeschreibungen liefern diese Bilder zusätzliche Informationen über das Aussehen und die Gebräuche der Juden, Syrer, Griechen, Abessinier und anderer.²¹

Das »begreifen der gestalt«: Neue Formen der Datenerhebung und -darstellung

Es lohnt, die informativen und kommunikativen Innovationen Breydenbachs genauer zu untersuchen.

Wie schon erwähnt, hatte Breydenbach das »begreifen«, die »entwerfung« oder »kunterfeyung« der »rechten farben vnd gestalt« der Dinge als das neue Ziel seiner Publikation genannt. Die moderne Fachwissenschaft rühmt die naturgetreue Beschreibung, die »moderne, morphologisch begründete Pflanzenzeichnung« in dem »Gart der Gesundheit«.²² Das Reisebuch ragt aus vergleichbaren Werken der Zeit heraus, indem es *»erste authentische Einblicke in eine Welt, die bis dahin einzig durch schriftliche Kunde erschlossen worden ist«*, gewährt.²³

Als Innovation gilt sowohl dem Autor als auch dem modernen Betrachter der Versuch, einen auf besondere Weise gewonnenen, neuen Typus von Information in Büchern darzustellen. Für diese Darstellungsabsicht gab es im ausgehenden 15. Jahrhundert noch keine eingebürgerten Bezeichnungen. Der Kodierungsprozeß, der heute als »morphologische Beschreibung« oder als »naturgetreue Abbildung« bezeichnet wird, mußte damals als »abmalen« oder als »abkunterfeien« der Dinge, als »begreifen« der natürlichen Gestalten umschrieben werden.

Dieser konnte sowohl mit Worten als auch mit Bildern erfolgen. Wird im »Gart« demgegenüber von »beschreiben« gesprochen, so ist die skriptographische Datenverarbeitung im Gegensatz zur oralen, das »Schreiben« im Gegensatz zum »Sprechen« oder »Sagen« gemeint. Dabei nimmt man an, daß zunächst immer etwas ausgesprochen sein mußte, bevor es in einem sekundären Transformationsprozeß ge- oder beschrieben werden konnte.²⁴ Breydenbach möchte nun aber etwas darstellen, was zuvor nicht ausgesprochen wurde, was nicht durch das Hören erfahren, sondern durch die

Augen gesehen wurde. Auch für diese Form der Informationsgewinnung gibt es keine ausgearbeitete Terminologie. Geht es um die Schilderung der Erkenntnisweise, so spricht man in der Zeit gewöhnlich von »erfahren« und meint damit sowohl das Lernen im praktischen Handlungsvollzug, z. B. in der Werkstatt, als auch das Lernen aus der gelehrten Rede und der Schrift. Breydenbach hält die Gewohnheit, sich beim Zusammenstellen der Kräuterbücher auf das »Hörensagen« zu verlassen, für unzureichend und verbesserungsbedürftig. Statt dessen besteht er darauf, die Pflanzen »daselbst«, am Ort ihrer »wachsung«, aufzusuchen und sie dort unmittelbar in Augenschein zu nehmen. Programmatisch wird dieses Prinzip schon im ersten Satz seiner Vorrede durch die für die Zeit ungewöhnliche Wortwahl angekündigt.

Er spricht dort davon, daß er die Natur »bei sich selbst« betrachtet habe, und das Betrachten der Dinge möchte er auch Reuwich ermöglichen. »Betrachten« verweist direkt auf die visuelle Erfahrung als Erkenntnisquelle. Und es besteht kein Zweifel, daß Breydenbach dieser Erkenntnisquelle Eingang in sein Kräuterbuch verschaffen will. Neben das Wissen um die Namen, die Qualitäten, die Heilkräfte, die Anwendungsformen usw. der Kräuter, das Johann Wonnecke dem traditionellen skriptographischen Speicher entnehmen kann und das er gewiß nur selten durch eigene praktische Erfahrungen, die er in der Ausübung seines Berufes nebenbei gesammelt hat, ergänzt, tritt in diesem Buch zusätzlich noch die visuelle Erfahrung einer einzelnen Person, nämlich Reuwichs. Es ist diese Erfahrungsquelle, die für ältere botanische Werke bestenfalls unsystematisch genutzt wurde, die von Breydenbach in der Einleitung – übrigens beider Werke – speziell eingeführt und begründet werden muß.

Die Leistung des »Gart«, die weit über den Einfluß auf die Entstehung der neuzeitlichen Botanik hinaus für die beschreibende Naturwissenschaft und für die moderne Gesellschaft überhaupt bedeutsam wird, liegt darin, die künstliche Darstellung des visuellen Erfahrungswissens programmatisch in Angriff genommen zu haben. (Vgl. Abschn. 6.2 und 6.4) Auf Dauer wurden dadurch Informationsbereiche künstlich konservierbar, speicherfähig, die bislang bestenfalls in der individuellen Psyche repräsentiert werden konnten.²⁵

Capi. CCXXIX Capi. CCXXX.

im getragē hat. Der meyster Sa/
lius in dem sybenden buch genant
simplicia pharmacorum beschreibet vnß
vnd spricht das dye heymischen liliē
gemischter natur sint vnnnd sonder
lich dye blomen do von. Das ole
von dy heymischen liliē ist gar güt
sich do mit gestrichen auff den bauch
Das erwermet fast die erkaltē mü/
ter vnd erweyhet die feuchtheit die
dar in verhartet ist. Dye wurtzeln
gesottē vñ auff dye hartē geschwern
gelegt machet sye zū hant zeryngen.

Der meyster Herapio spricht das
lilien wurtzeln gebratenn vnnnd dar/
nach gestossen vnd darunder gemy/
schet rosen wasser benenne das heilig
füwr also darauff gelegt sterchen
on vnderlaf. Also gelegt auff wū
den machet wachsen das fleisch dar
inne. Auch also gelegt auff den

buch der frawen reyniget sye zū irer
geburt. In dem buch genant cyr/
ca instans beschreiben vnß dye mey/
ster vnnnd sprechen das die wurtzel
von dem heymischen liliē gesotten
vnnnd gestossen vnnnd darunder gemy/
schet reynbergen schmalcz oder bauz
ole vnd gelegt auff geschwern wey/
chet fast wol. Eyn güt salbe ge/
macht von lilien also. Nym weyß li/
lien wurtzeln vnd hemelac wurtzel
vnd lobsteckel wurtzel vnd ybswur/
zel ygliche cyn freyzeil eins pfundes
vor wol geknyschet vnnnd gesotten
in eynē fyrmes weyn vnnnd cyn halb
pfund oles byß es dick wirt vñ durch
schlage dar zū gethā wenig wache
so ist es ein salbe. Dis salbe ist gar
güt do mit geschmirt an der hant
setzen vber das verhartē miltz vñ be/
nympt grossen schmerzen do von.

Das puluer von den blaen liliē
gesotten mit rosen wasser vñ do mit
gewaschen dz antiltz machet es gar
hübsch. Der meyster Platearius
beschreibet vnß vnd spricht das liliē
wurtzeln gesotten vnd gestossen vnd
darunder gemischet rosen ole ist fast
güt für den bzant an dē leybe ob man
die stat do myt bestreicht. Liliē
wurtzeln mit weyn gesotten vnd dar/
vnder gemischet weyß nyß wurtz
als groß als ein erbyß vnd den weyn
ge runcken dez obents so er schlaffen
wil gan treibet auß durch den stul/
gang was vngesundes im leyb ist.

Lilium conualliu
meyblomen.



p 11

Abb. 36: Die typographische Kodierung botanischer Informationen:
die Beschreibung der »meyblomen« im *Hortus Sanitatis*, Basel 1486

Da es für die künstliche Speicherung und Kommunikation dieser Art von Informationen keinerlei Vorbilder, jedenfalls keine institutionalisierten Verfahren gab, mußten notwendigerweise auch neue Wege bei der Darstellung oder Kodierung beschritten werden. Dieser neue Weg wird an den Abbildungen Reuwichs gelobt. Will man diesen Weg näher bestimmen, so muß man zunächst festhalten, daß die neuen Informationen bildhaft, ikonisch und nicht sprachlich dargestellt werden. Breydenbach äußert sich nicht darüber, warum er die ikonische Beschreibung einer sprachlichen vorgezogen hat. Ein Grund dürfte gewesen sein, daß ihm die Übersetzung der visuellen Anschauung in das Bild einfacher erschien als die sprachliche Notation. Diese Annahme war zu jener Zeit weit mehr berechtigt als heute, eben weil es damals keine Programme für die sprachliche »Abkonterfeuerung« gab. Weder Breydenbach noch Wonnecke scheint jedenfalls eine Quelle bekannt gewesen zu sein, aus der sich diejenigen Informationen abschreiben ließen, die Reuwich durch seine Bilder vermitteln konnte. Wonneckes Versuche, das Aussehen der Pflanzen zu beschreiben, blieben – aus heutiger Sicht – ähnlich unbefriedigend wie jene seiner Zeitgenossen und Vorgänger. Von den »wohlriechenden blomen«, gemeint sind die »Blüten«, ist bei der Beschreibung des Maiglöckchens etwa die Rede. (*Vgl. Abb. 36*) »Die Blätter gleichen denen des Wegerichs, allein daß die Maiblumen nicht gar so breit, sondern länger sind« – dies ist das Maximum an sprachlichem Abmalen der Natur bei Wonnecke.²⁶

Neue Nomen – Neue Konzepte über Wissen

Warum hätte man sich auch um ein »genaueres« Abmalen – sei es in Worten oder in Bildern – bemühen sollen? »Begriffen« waren die Pflanzen, Mineralien oder Tiere dann, wenn ihre Natur, und das hieß nicht etwa ihr Aussehen, sondern ihre Qualitäten: kalt oder warm, feucht oder trocken, bestimmt waren. (S. u. S. 572 ff.) Breydenbach führt in seinen Werken faktisch einen neuen Naturbegriff ein – wenngleich er selbst dies vermutlich abgestritten hätte. Schwerlich hat er die Folgen seiner Innovation überschaut, ansonsten dürften wir von ihm eine andere Vorrede, die nicht gerade den klassischen Naturbegriff hervorhebt, erwarten. Praktisch handelt

er allerdings so, als ob zur Natur der Pflanzen auch ihr Aussehen, ihre ›Gestalt‹, wie er sich ausdrückt, gehört. Informationen über die Gestalt der Dinge, das ist der neue Informationstyp, der typographisch gespeichert werden soll. Morphologische Informationen können offenbar aus den zu jener Zeit vorhandenen Speichern nicht abgerufen werden. Um die Gestalt der Pflanzen darzustellen, muß man sie unter diesen Umständen vor sich sehen. Und dies bedeutete, da viele Pflanzen, die in den gängigen Handbüchern erwähnt wurden, nicht in Nordeuropa wuchsen, daß man reisen mußte. Die Reise Breydenbachs ist die bewundernswert konsequente Verwirklichung der Einsicht in die Logik seines Vorhabens, der Abkonterfeigung der ›bekannten‹ Pflanzen und Tiere.

Das neue Informationsbedürfnis läßt das traditionelle Wissen über die Natur in einem ganz neuen Licht erscheinen. Zuerst wird eine Lücke in dem Wissen sichtbar, welches in den Manuskripten dargestellt ist (s. u. S. 796, Anm. 84). Von dem Wissen über die Komplexion und die Anwendung eines Krautes führt kein Weg zu einem Wissen über sein Aussehen. Die morphologischen Merkmale, die antike oder mittelalterliche Autoren berücksichtigen, wenn sie den Pflanzen ein ›nomen‹ gaben und sie damit in den Kanon des Wissens aufnahmen, bleiben so minimal, daß man sagen muß: ihr Aussehen ist in dem skriptographischen Speicher nicht repräsentiert – und damit auch vielen Benutzern dieses Speichers, den Kopisten und Lesern, nicht ›bekannt‹. Dies eben führte zu dem schon mehrfach angesprochenen Phänomen, daß die in den Büchern beschriebenen Pflanzen in der Wirklichkeit von den Lesern, auch von den gelehrten Lesern, nicht mehr aufgefunden werden konnten. Damit freilich dieses Auseinanderfallen zwischen dem Wissen um die ›nomen‹ und dem Wissen um den Gegenstand in der Natur überhaupt als Problem eine nennenswerte Aufmerksamkeit erlangen konnte, mußte ein spezifisches neues Informationsbedürfnis geweckt werden. Die Beschreibung der Gestalt oder die Identifizierung der Gegenstände nach dem Augenschein, so wird im Fortgang der Arbeit noch an verschiedenen Stellen erhärtet werden, ist jenes neue Interesse, welches die Inhalte der Bücher verändert und neue Programme für die Informationsgewinnung und -kodierung hervorbringt.

Während die Prinzipien, die der Gestaltbeschreibung im 16. Jahrhundert zugrunde gelegt werden, später (im Abschnitt 6.4) eingehender behandelt werden sollen, interessiert im folgenden die Frage, warum sich die Aufmerksamkeit am Ende des 15. Jahrhunderts gerade auf die Formen und Farben der Gegenstände richtete.

Neue Informationstypen – Neue Legitimationsprobleme und Erkenntnistheorien

Was auch immer für Motive vorgelegen haben mögen, eines ist ihnen allen vorgelagert: der Wunsch, die neue Technik, den Buchdruck, einzusetzen. Dieser Wunsch muß deswegen auch am ausführlichsten legitimiert werden. Weit mehr als die Hälfte der Widmungsvorrede der *»Peregrinationes«* dient diesem Zweck. Grundsätzlich erörtert Breydenbach die Argumente, die gegen eine typographische Verbreitung von Informationen sprechen. Er braucht dabei nicht weit zu suchen, denn »sein gnädiger Herr«, der Erzbischof von Mainz, hatte just zu Beginn des Jahres 1485 sein bekanntes Zensuredikt verfaßt. Als engster Vertrauter Hennebergs, von diesem nach Rom geschickt, um das Palium zu holen, von ihm für das Amt des Domdechanten vorgeschlagen und nach Frankfurt als Begleitung zur Wahl Maximilians (1486) ausgewählt, hatte der Kämmerer zweifellos mit dem Bischof intensiv über die Richtlinien der Pressepolitik gesprochen. Seinem Bischof widmet Breydenbach seine Reiseschilderung und er nutzt die Gelegenheit, das Zensuredikt zu interpretieren, gleichsam einen – möglicherweise auch wieder mit dem Bischof abgestimmten – Kommentar dazu zu verfassen. Läßt man alle rhetorischen Feinheiten und die in Widmungen üblichen Höflichkeiten beiseite, so ist die Botschaft einfach: Nicht unter die Zensur fallen alle Bücher mit wirklich neuen Informationen. Geschützt werden sollen nur diejenigen Informationen, die tatsächlich schon vorhanden sind, in irgendwelchen Institutionen gespeichert vorliegen. Dies betrifft natürlich zuallererst den Kanon der Theologica – aber dann auch jenen der freien Künste.²⁷

Problematisch sind von daher von vornherein alle Übersetzungen etablierter Werke und die Kompilationen aus ihnen. Die meisten

Bücher, die zu jener Zeit »neu genannt werden«, haben ohnedies »allein auswendig eine neue Kleidung empfangen, oder sind mit einer anderen Farbe überstrichen worden als sie vorher hatten. Doch die Substanz von ihnen ist unverändert geblieben.«²⁸ Breydenbach hingegen will ein Werk »*in form und maß vorhin villeicht nit mer gesehen*« schaffen (ebd. A3r) und insofern weisen seine Publikationen exemplarisch in die Richtung, in die gegangen werden kann und soll.²⁹

Noch eine zweite Richtung weist Breydenbach: Seit alters her gibt es Bücher für Gelehrte. Diese sollen auch von Gelehrten geschrieben werden. Er selbst schlägt einen anderen Weg ein und wendet sich mit seinem Buch nicht nur an einen engen Kreis von Spezialisten. Von ihm ist deshalb kein Expertenwissen gefordert (ebd. A2v/A3v). Er erspart sich damit auch den ansonsten geforderten Nachweis seiner fachlichen Kompetenz.

Die Bitte um »Vorbesehung« des Werkes durch den Erzbischof hat denn auch nichts mehr mit der Bitte um Approbation gemeinsam, wie sie bei der Veröffentlichung eines Werkes in früherer Zeit üblich war. »Fürnemliches« Ziel ist für Breydenbach, mit dieser Widmung der »fürstlichen gnaden reuerentz zuo bewysen«. Zweitens will er seinem Werk durch diese Widmung »Nutz zufügen«. Wenn der Erzbischof nämlich das Werk annähme, so »würde es ungezweifelt mehr Glauben und Schein empfangen und wertvoller werden.« Dieses Argument wird an späterer Stelle noch einmal wiederholt. Nicht zensieren soll Henneberg, sondern zusätzliche Publizität sichern. Zumindest dieser Aspekt der Approbation hat sich in die Zeit des Buchdrucks hinübergerettet.

Im übrigen besteht für Breydenbach kein Zweifel, daß der Einsatz der typographischen Technologie, von Ausnahmen abgesehen, gerechtfertigt ist. Wie sollte dies auch bei einem *Gottesgeschenke*, wie der Buchdruck auch im Edikt von Henneberg genannt wird, anders sein? Umso dringlicher wird es für den der Zukunftstechnologie zugewandten Kämmerer freilich, sich genauer mit der Frage zu beschäftigen, zu welchen und vor allem zu welchen neuen Zwecken die Maschine genutzt werden soll.

Breydenbach nennt eine Reihe von Motiven, die ihn selbst zur Veröffentlichung seiner beiden Werke bewogen haben. Aus heutiger Sicht fällt dabei auf, daß manche Ziele einander widersprechen,

manche Motive aus ganz unterschiedlichen Wertvorstellungen gespeist und ihre Befriedigung auch mit durchaus gegensätzlichen Argumenten gerechtfertigt wird.

Dies zeigt sich zunächst bei der Formulierung seines informationspolitischen Grundanliegens. Einerseits möchte er auf die täglichen Nöte der Menschen höchst praktische Antworten geben, nützliches Wissen schaffen, andererseits schwebt ihm ein ›heiliges werck‹ vor. ›Zu aller welt troist und gemeinen nutz‹, so formuliert er im ›Gart der Gesundheit‹ sollen Informationen gesammelt werden. Einen Widerspruch zwischen diesen beiden Zielen sah er nicht – gleichwohl wird sein Buch einen Beitrag zur Schaffung eines solchen Widerspruchs, zur Ausdifferenzierung verschiedener Gattungen, leisten. Das erstere, ganz in der heutigen Tradition stehende Anliegen rückt das Werk aus heutiger Sicht in die Nähe der mittelalterlichen Trostbücher, z. B. der *Ars moriendi*, das letztere in jene der Rezepte, praktischen Ratgeber und Do-it-yourself Bücher.

Aus der Sorge um das Seelenheil, als asketische Übung, ist in den mittelalterlichen Klöstern eine Vielzahl von heiligen Werken, auch von Kräuterbüchern, entstanden, ohne daß deren Schreiber aus diesen Beweggründen die gleichen Folgerungen für die Darstellung gezogen haben, die Breydenbach zieht. Das Bemühen, ein heiliges Werk zu schaffen, grenzt ihn von den Zwecken seiner Vorgänger kaum ab und begründet sein neues Vorhaben, die äußerliche Form abzubilden, nicht besonders.

Anders ist es mit dem zweiten Motiv, Informationen zu schaffen, die gemeinnützlich sind. Zumindest implizit hat er andere Vorstellungen darüber, was nützliche Informationen sind, als die Mehrheit seiner Zeitgenossen und Vorgänger. Nützliche Informationen scheinen ihm solche zu sein, die das praktische Handeln und Erleben der Menschen erleichtern helfen. Das Buch wird als ein handlungs- und orientierungsanleitendes Programm verstanden, »*Das aber soellich mein reyß*«, erläutert Breydenbach in der deutschen Fassung seiner Palästina-reise, »*nit allein mir. sunder auch andern menschen moecht nützlich werden, vnd besunder der edlen oder ander gelerten vnd prelaten gemuet so gemeynlichen dise fart vermügen darzu geneygter wurden. hab ich besundern fleiß angewendet auf der fart alle ding so not waeren zewissen vnderscheydlichen zeerforschen*

vnd erfahren. auch eyn quotem maier czuo mir genomen der die namhafftige stett auff wasser vnnnd land abentwurfte. vnnnd fürnemlichen die heyligen stett vmb Jherusalem eygentlichen ab malet damit diß nachgende buoch soellich reyß beschreibend lustlicher wirt so es zu vernunft durch geschrift vnd zu gesicht durch figuren wirt dienen.»³⁰

Über alle Dinge also, die jenen »zu wissen not sind«, die selbst eine Reise in das Heilige Land unternehmen wollen, möchte er informieren. Dazu reicht eine einfache Nacherzählung der eigenen Erfahrungen, eine Aufbereitung von Erinnerungen nicht aus. Vielmehr muß die Reise selbst schon von vornherein als eine Forschungsreise organisiert werden.³¹

Die orientierungsrelevanten Orte (»Stett«) sollen in ihrer Eigenart (»Unterschied«) so gespeichert und dargestellt werden, daß sie von jemandem, der nur über das gespeicherte Programm, eben das Reisebuch, verfügt, wiedererkannt werden können. Identifizierung der Natur nach dem in dem Buch dargestellten Programm, dies ist das Erfolgskriterium seines Experiments!

Auch der Ortus dient diesem Experiment. »435 Kräuter und anderer Kreaturen Kraft und Tugenden, die zu der Gesundheit der Menschen dienen und gewöhnlich in den Apotheken als Arzneimittel gebraucht werden«, heißt es dort, habe man in diesem Buch »in ihren Farben und ihrer Gestalt« verzeichnet. »Nun fahre hin in alle Lande, du edler und schöner Garten, du eine Ergötzung der Gesunden, ein Trost, Hoffnung und Hilfe den Kranken. Es lebt kein Mensch, der deinen Nutzen und deine Fruchtbarkeit genugsam aussprechen könnte. Ich danke dir, Schöpfer des Himmels und des Erdreiches, der Du den Kräutern und anderen Kreaturen, die in diesem Garten beschriebene Kraft gegeben hast«, so beendet Breydenbach seine Vorrede, »daß du mir solche Gnade gewährt hast, diesen, bislang der Allgemeinheit verborgen gebliebenen Schatz, an den Tag zu bringen.« (Vgl. den faksimilierten Originaltext im Anhang 5)

Rekonstruiert wird hier das Wissen von Experten – und zwar nicht nur, wie schon seit altersher, jenes über die Heilkräfte der Pflanzen und Tiere, sondern auch jenes über ihre Gestalt und Farben. Letzteres ist ein Wissen, das mit den »leiblichen Augen« oder dem »leiblichen Gesicht« gewonnen wird, im Unterschied zu jenem, welches die Vernunft aus den Schriften zieht. Und dieses, in Form von

»Abkonterfeigung« in den Büchern gespeicherte Wissen, wird auch von dem Leser wieder durch die Augen – und nicht durch den Verstand – aufgenommen. Es wird bei den Lesern, den psychischen Systemen, auch wieder zunächst ikonisch, und nicht symbolisch, repräsentiert. Diese Erkenntnis- oder Informationstheorie führt Breydenbach in der Widmungsvorrede seiner Reisebeschreibung ausführlich aus: »*Do mit aber daz ich ioch in sollichem kleynem werck. andern cristgleubigen menschen mochte dyenen vnd zuo willen syn. hab ich in guotem gemuot vnd vff sehen die selben beyd [Reisen] in eyn buochlyn gebracht. in form vnd maß. vorhyn villicht nit me gesehen, vnd lassen druocken. als in geschrift mit sampt gemelt. da mit eß nit alleyn werde das seelich aug (daz ist) die verstantnuß mit der geschrift. sunder auch daz hyphlich gesicht mit figuren erlustigen vn(d) ergetzen. da mit es dester krefftiglicher nuord ziehen vnd reitzen ander menschen begirde zuo sollichen reysen.*«³²

Abkonterfeigungen und Gestaltbeschreibungen erscheinen als ein Typus von Informationen, der ein Wiedererkennen von »Orten«, »Kreaturen« und Pflanzen aufgrund des bloßen Augenscheins ohne jede weitere Hilfe »einem jeden« ermöglichen. Nur aufgrund dieser Prämisse wird Breydenbachs mutiges Verlangen plausibel, auch dem »Laien« nützlich zu sein. Natürlich rekonstruieren seine Bücher das Wissen von Experten. Wie »verborgen« dieses Wissen auch immer gewesen sein mag, bestimmte Gruppen von Menschen besaßen es jedenfalls. Die Kräuterweiber etwa besaßen Spezialist(inn)enwissen über das Aussehen von Pflanzen, über »Zeit und Ort ihrer Wach-sung«. Natürlich kannten sie auch Heilkräfte von Pflanzen – aber sie kannten nicht ihre »nomen«, vermochten nicht zu sagen, in welchem Grade ein beliebiges Kraut »kalt« oder »feucht« ist. Beide Wissenstraditionen werden nun im Gart der Gesundheit und den vielen nachfolgenden Werken, die in dergleichen Machart erscheinen, miteinander verknüpft. Kulturgeschichtlich bedeutet dies, daß unterschiedliche Bildungstraditionen miteinander in Berührung kommen und wohl auch von einander profitieren, sich ergänzen. Die Informationen über das Aussehen von Pflanzen mußten für viele »litterati«, die auf den Universitäten in der »theoria« der »materia medica« unterrichtet worden waren, neu und interessant gewesen sein. Sie waren es gewohnt, mit den »nomen«, bestenfalls mit getrockneten und/oder mehr oder

weniger gestampften Pulvern umzugehen. Welche ›leiblichen‹ Pflanzen hinter diesen Namen standen, aus welchen Pflanzen die Pulver gewonnen waren, dies war ihnen in sehr vielen Fällen durchaus nicht klar. Umgekehrt konnten natürlich die Kräutersammler aus den systematisierten Erfahrungen der Gelehrten lernen. Ganz gleich freilich, ob es sich nun um die ›Gelehrten‹ oder um die ›Laien‹ im traditionellen mittelalterlichen Verständnis handelt, immer wendet sich das Buch an Personen, die über irgendwelche handlungsleitenden oder orientierungsrelevanten Programme nicht verfügen. Wer über die Informationen schon verfügt, die Pflanzen und ihre Anwendung kennt, der kann das Buch tatsächlich nur zu seiner ›Ergötzung‹ lesen.

Nützlich wird es für alle diejenigen, die Informationsdefizite haben, das Expertenwissen von Breydenbach und seinem Team nicht teilen. Damit aber löst sich unter der Hand die traditionelle Vorstellung über den Benutzerkreis von Büchern auf. Die litterati, die ja zumindest im Bewußtsein des frühen und hohen Mittelalters ein weitgehendes Monopol auf die Benutzung von skriptographischen Informationsmedien besaßen, erscheinen, wenn sie sich an das neue Informationsmedium anschließen, genauso als Informationsbedürftige wie auch die gewöhnlich als ›Laien‹ bezeichneten Personen. Der Ausdruck ›Laie‹ gewinnt unmerklich die Funktion, eben diesen Aspekt der Informationsbedürftigkeit, eine bestimmte Relation also zwischen dem Benutzer und dem typographischen Speicher, zu bezeichnen. Als ›gelehrt‹ erscheint auf der anderen Seite derjenige, der verborgene Informationen dem neuen Speicher zuführen kann, der Wissen so umkodieren kann, daß es in Büchern erscheinen kann, die für den Laien nützlich sind.

Neue Netze – Neue Kodierungsanforderungen

Hinsichtlich der Darstellungsprobleme, die sich Breydenbach und seinen Kollegen beim Verfolgen ihrer Absichten stellten, sind wir weitgehend auf Vermutungen angewiesen. Jedenfalls muß es in einer Zeit, als es zwischen den verschiedenen Bildungstraditionen kaum gemeinsame Wegstrecken, wie sie gegenwärtig etwa in den allgemeinbildenden Schulen bestehen, gab, weit schwieriger

gewesen sein, einen gemeinsamen Kode zu finden, als man es auf den ersten Blick von unserem Standort aus annehmen möchte. Die »Sprachen«, in denen man die Informationen im Mittelalter kodierte, waren jedenfalls vielfältig und einen gemeinsamen Nenner, wie er etwa heute in Form der Standardsprache vorliegt, gab es nicht. Jede gesellschaftliche Gruppe klassifizierte die Welt entsprechend ihrer partikularen Bedürfnisse und benannte sie oftmals auch unterschiedlich. Das botanische Wissen der Gelehrten war ein Wissen um die »nomen« und die in der theoretischen Literatur kanonisierten Eigenschaften und Wirkungen der Pflanzen, während das Wissen der Laien, je nach ihren Praxisbereichen ganz unterschiedlich, durch ihre praktischen Erfahrungen im Umgang mit diesen Pflanzen bestimmt wurde. Auf der Suche nach dem kleinsten gemeinsamen Nenner zwischen diesen vielen Informationstypen scheint Breydenbach jedenfalls den anschaulich ostensiven Merkmalen den Vorzug gegeben zu haben, auf der Suche nach der allgemeinsten Kodierungsform dieser Informationen, einem bestimmten Typus der Zeichnung.

Die ikonische Beschreibung der Gestalt der Pflanzen und damit die Einbeziehung des Bildes in den Darstellungsauftrag des Buches ist insofern ein Reflex auf die neue kommunikative Konstellation: Hätte Breydenbach 1487 aus Anlaß des 10jährigen Jubiläums der Universität seiner Wohnstadt Mainz der »gelehrten« Fakultät ein Kräuterbuch überreichen wollen, dann hätte kaum eine Veranlassung bestanden, sich um das Aussehen der Pflanzen Gedanken zu machen. In diesem Fall wären die antiken und mittelalterlichen Gesundheitslehren und deren Klassifikationsweisen der Pflanzen und Tiere als bekannt vorauszusetzen gewesen, das bloße Benennen mit den traditionellen nomen hätte ausgereicht, um zu gemeinsamen Referenten zu gelangen. Ein solches gemeinsames Kodierungssystem fehlte, wenn man verschiedene Informationsspeicher in der frühen Neuzeit integrieren wollte. Nur konsequent schien es Breydenbach auch, das Buch, den Gart der Gesundheit, »*in teütsch laissen machen ... vff daz es aller welt gelerten vnd leyen zuo nütze komen mögen*«. ³³

Zum einen brachte die Verwendung der lateinischen Sprache für viele informative Zwecke, die sich Breydenbach steckte, wenig Vorteile. Da in der Gelehrtentradition die neuen Informations-

typen, die Gestaltbeschreibungen, niemals systematisch kodiert worden waren, besaß die lateinische Sprache auch kein Arsenal von konventionalisierten Zeichenverbindungen, welches auf diese Aufgabe zugeschnitten war. Erst im nachhinein, nachdem solche Kategorien sich im muttersprachlichen Bereich und an der Peripherie der lateinischen Fachliteratur herausgebildet hatten, konnten traditionelle Kodes der klassischen Sprache umfunktioniert werden, ›Worten‹ neue Bedeutungen zugeschrieben werden, die für eine exakte Unterscheidung der verschiedenen morphologischen Merkmale erforderlich waren.

Aber neben diesen informationspolitischen und kodierungstechnischen Gründen sprachen auch noch kommunikative Absichten für die Ausnutzung der vielfältigen ›Sprachen‹ des ›gemein mans‹. Auch auf diesem Gebiet setzte Breydenbach neue Maßstäbe.

Neue und alte kommunikative Ziele

Breydenbachs Ziel ist es gewesen, die größtmögliche Vernetzung zu erreichen, die die neue Technologie hergibt. Die propagandistische Kurzformel, auf die er sein Programm sowohl in dem ›*Gart*‹ als auch in der volkssprachlichen Fassung der Reisebeschreibung bringt, lautet: ›alle Welt, alle Lande‹ sollen Zugang zu den von ihm bereitgestellten Informationen haben. Prinzipiell niemand, weder die Gelehrten noch die Laien, noch irgendwelche Länder oder Nationen, sollen ausgeschlossen werden. Mit möglichst vielen Menschen möchte er vermittelt über das neue Medium in Kontakt treten, ihre Sinne ansprechen, ihre ›Begierde zu solchen Reisen reizen‹, wie er in der Vorrede der ›*Peregrinationes*‹ ausführt.

Daß Kommunikationstechniken zu einer Maximierung der Vernetzungsdichte eingesetzt werden, ist, welthistorisch betrachtet, keineswegs eine Selbstverständlichkeit. Die skriptographische Technologie wurde jedenfalls nur zur Schaffung oder zur Optimierung von bestimmten, außerordentlich begrenzten Kommunikationsnetzen eingeführt. Dies spricht im übrigen für das Augenmaß der historischen Gemeinschaft, denn die Vernetzungsdichte, die realistischerweise zu erreichen ist, hängt selbstverständlich von dem Entwicklungsstand der technischen Medien ab. Aus dem

Munde eines mittelalterlichen Kopisten, der die Intentionen Breydenbachs teilte und mit Eifer verfolgte, klingt es eben anders, wenn er seinem Werk wünscht: »Nun fahr hin in alle Lande du edler und schöner Gart«. Mit der typographischen Technik war erstmals die Chance gegeben, geographisch weiträumige Netze mit Schnittstellen zu schaffen, die für alle sozialen Schichten offen waren. Selbstverständlich blieb die von Breydenbach anvisierte Vernetzungsdichte mit Anschlüssen für »yederman« zu seiner Zeit noch eine Utopie, aber es war eine realistische Utopie. Die Arbeit seines Teams, einschließlich Schöffers, der vermutlich die Typen und Maschinen bereitstellte, muß als ein Baustein im Aufbau der modernen Nachrichtennetze angesehen werden.³⁴

Ein Kennzeichen für dieses Netz ist die Abwesenheit des Zwangs zum Anschluß: Zwar soll »ein jeder« die Möglichkeit haben, sich Informationen aus den gedruckten Büchern zu besorgen, aber er soll nicht dazu gezwungen werden. Vor allem wird nicht festgelegt, welche Informationen er aus dem Angebot auswählen kann. Die technischen Möglichkeiten zu einer solchen Kontrolle sind beim Buchdruck und -handel auch kaum gegeben. Dies im Gegensatz offenbar zu den skriptographischen Medien in älterer Zeit – und vielleicht auch zu einzelnen elektronischen Medien unserer Zeit.

Aus der Sicht der neuen Kommunikationstechnologie liegt es in der Hand der Nutzer, »selbst« frei zu entscheiden, ob sie sich an das neue Nachrichtennetz anschließen und welche Bücher sie lesen. Grenzen werden hier nur durch andere, sozialökonomische und im geringeren Umfang auch durch politische, Größen gesetzt.

Der Autor kann entsprechend die potentiellen Leser nur »reizen« – nicht diese bestimmen. Und genau um diese Frage, wie die potentiellen Leser zur Lektüre gereizt werden können, macht sich Breydenbach ausgiebig Gedanken. Die Wahl der Bilder in der Reiseschilderung wird mit diesem Motiv begründet und auch die Wahl volkssprachlicher Kodierungsformen. Ein neues Reservoir von Nutzern soll speziell durch diese Gestaltungsform gewonnen werden. Breydenbach nennt es (u.a.) »Laien« oder »gemein man«. Es handelt sich hier um Schichten, die die zur Verfügung gestellten Informationen nicht unbedingt professionell auswerten oder sie möglicherweise gar nicht praktisch anwenden: heilkundliches

Wissen für den Hausgebrauch und die Selbstmedikation; Reiseschilderungen nicht nur für diejenigen, die eine solche Reise selbst planen, sondern auch für diejenigen, die vermutlich niemals die Gelegenheit dazu haben werden, die »beschriebenen« Reiseziele mit eigenen Augen zu sehen. (Vgl. u. S. 517 ff.)

Man kann in Anbetracht der Diskussionsrichtung in der Sekundärliteratur nicht oft genug darauf hinweisen, daß die kommunikativen Motive des Mainzer Domherren und vieler seiner Zeitgenossen keineswegs in erster Linie quantitativer Natur sind – und auch von ihnen nicht so gesehen wurden. Ginge es Breydenbach darum, möglichst viele Personen zu erreichen, dann wäre die logische Folgerung hieraus durchaus nicht die Benutzung der Mundart einer oder mehrerer Landschaften gewesen. Hat man die Anzahl der Köpfe im Auge, so ist die Welt der Lateinsprechenden und -lesenden zu jener Zeit gewiß größer gewesen als jene, die durch eine beliebige Mundart zu erreichen war. Zu berücksichtigen ist ja hier auch, daß das »Teütsch«, in dem etwa der Gart der Gesundheit abgefaßt wurde, keineswegs das »Teütsch«, dessen man sich in Niederdeutschland bediente, war. Aus dieser Perspektive betrachtet, nimmt Breydenbach für sein Kräuterbuch eher einen begrenzteren Leserkreis in Kauf, um dadurch sein – man muß jetzt sagen »übergeordnetes« – Ziel, die Information der verschiedensten sozialen Schichten und Rollen, zu erreichen. Er schafft die Möglichkeit, daß auch andere Bildungstraditionen, die unter dem Begriff des »gemein layen« zusammengefaßt werden, Anschluß finden können. Damit verschieben sich die Grenzen angestammter Kommunikationsgemeinschaften tiefgreifend. Was von Breydenbach möglicherweise nur als eine additive Komponente zu den etablierten Systemen gedacht war, verselbständigt sich und gewinnt Schritt für Schritt eine dominante Position. Das im älteren Verständnis größtmögliche Netz war die abendländische Christengemeinschaft. Informationen, die für »omnes« in diesem Sinne wichtig schienen, wurden lateinisch kodiert und durch ausgeklügelte Nachrichtenwege handschriftlich und mündlich verbreitet. In dieses Netz oder in eines seiner zahlreichen Subsysteme hätte man theoretisch auch noch irgendwie die lateinische Fassung der Pilgerreise eingeben können. Hinter der deutschen Fassung und hinter dem »Gart der Gesundheit« haben andere Vor-

stellungen über die Kommunikationsgemeinschaft gestanden. Anvisiert wurde hier eine »gemein« von Menschen quer durch alle Schichten der Bevölkerung, begrenzt jedoch andererseits durch das Territorium, auf dem sie leben. Dieses Territorium, Teutschland, ist natürlich weit kleiner als jenes der abendländischen Christengemeinschaft.

Der geographische Aspekt wird von Breydenbach in der Vorrede zu seinem Gart eindeutig angesprochen, wenn etwa von den »Kräutern« die Rede ist, die »in diesen deutschen Landen nicht wachsen«. Breydenbach ist sich darüber klar, daß er besondere, geographisch spezialisierte Informationen sammelt und er möchte sie auch zunächst einem geographisch begrenzten Publikum zur Verfügung stellen. Dies geschieht über den Umweg des Codesystems, der »teutschen sprach«. Dieses Interesse besteht unbeschadet davon, ob es Breydenbachs Teamkollegen gelungen ist, tatsächlich die heimische Flora zu beschreiben.

Breydenbach geht noch nicht so weit, die von ihm geschaffene »Kommunikationsgemein« anderen Kommunikationsgemeinschaften gegenüberzustellen. Er strebt auch nicht an, die von ihm gesammelten Informationen nur der in dieser Weise geographisch und sozial bestimmten deutschen »gemein« zunutze kommen zu lassen. Davon mag ihn seine religiöse Überzeugung und die feste Einbettung in die Institution Kirche noch abgehalten haben. Zumindest wenn er von dem »Trost« spricht, welchen seine Bücher bringen sollen, dann stehen ihm nicht die Landsleute, sondern die Christengemeinde überhaupt – in Abgrenzung zu den Heiden – vor Augen.

Langsam aber verschiebt sich bei den Autoren des ausgehenden 15. Jahrhunderts der Primat von der Christengemeinschaft und ihrer kirchlich organisierten Vernetzungsweise in Richtung auf die »Land« und deren typographische Vernetzung hin. Die neu entstehenden Gebilde werden mit dem älteren Wort »Nation« bezeichnet, dem Gemeinnutz der Nation sollen die typographisch gespeicherten Informationen dienen. Diese Orientierung setzt sich aber erst in einem längeren Prozeß durch. Das ausgehende 15. und das beginnende 16. Jahrhundert ist durch die Konkurrenz verschiedener Konzepte charakterisiert.

**Das Aufbrechen
traditioneller Kommunikationssysteme:
Unbeabsichtigte Folgen der
neuen Technologie**

**Von den institutionellen
zu den marktwirtschaftlichen Netzen**

In seiner »Untersuchung zur Rezeption der Werke des Karthäusers Jakob von Paradies 1381 - 1465« verfolgt Dieter Mertens, wie sich über einen Zeitraum von gut hundert Jahren hinweg die Formen der Verbreitung der Werke eines Autors ändern. Seine archivalischen Studien konzentrieren sich genau auf den Zeitraum des Übergangs von der skriptographischen zur typographischen Vernetzung. Vor der Etablierung des Buchdrucks, »in der Zeit handschriftlicher Buchproduktion, vollzieht sich die Verbreitung literarischer Werke wesentlich in vorgezeichneten Bahnen, die aufgrund institutioneller Zusammenhänge oder anderweitiger, nicht literarisch bestimmter Gruppenbeziehungen vorgegeben sind.«³⁵ Die hierarchische Organisationsstruktur der Institutionen, hier vor allem der Mönchsorden, »gibt die Wege der Literaturvermittlung vor. Die Informationsverteilung erfolgt »gruppenintern« (a. a. O.)

Technisiert werden konnte im Mittelalter m. a. W. nur die Informationsproduktion in den Institutionen. Jede Verbreitung technisierter – und das hieß damals skriptographischer – Informationen mußte mit großem Aufwand sozial organisiert werden. Informationen, die sich naturwüchsig über die verschiedenen gesellschaftlichen Segmente und Schichten verbreiteten, blieben auf die gesprochene Sprache, die »*gemain sag*«, angewiesen. So gesehen gab es in älterer Zeit keine technisierte alltägliche gesellschaftliche Kommunikation.³⁶

Wohl aber bemühte man sich immer wieder, durch Anschläge, »fliegende« oder »verlorene« Zettel und andere Mechanismen die Grenzen für den Einsatz skriptographischer Medien zu erweitern. Von den Brüdern vom gemeinsamen Leben, die auf dem Gebiet

der Informationspolitik vielfach neue Wege beschritten, ist bekannt, daß sie »die Schranken, die bei ihren Kollation die zugehörigen Gläubigen und die Person des Vortragenden räumlich und zeitlich umgrenzten«, zu »durchbrechen« suchten. Sie taten dies (u. a.), indem sie religiöse Schriften, die sie selbst abgeschrieben hatten, an ihren Wirkungsstätten an Interessierte kostenlos verteilten.³⁷ Sie dürften sich von diesem Verschicken von Informationen eine größere Öffentlichkeit für ihre Ideen jenseits ihrer Konventikel versprochen haben.

Ein anonymes Publikum konnten sie andererseits bei diesem Verfahren schwerlich erreichen.³⁸

Und wie sollte man die Bücher auch anders an die Leute bringen, wenn sich das marktwirtschaftliche Prinzip noch nicht etabliert hatte? Das Beispiel zeigt jedenfalls, daß man sich an den Grenzen der traditionellen Kommunikationswege stieß und daß auch ein gewisses Interesse an einer Technisierung der Öffentlichkeitsarbeit vorhanden war. Die Möglichkeiten zu dieser Technisierung und zu einer weniger kostspieligen Verteilung der Informationen waren, wie sich anhand der weiteren Geschichte der Werke des Carthusius zeigen läßt, nach der Einführung der Drucktechnologie gegeben.

1470 erscheint in Augsburg der erste Druck eines Werkes des Karthäusers: »*De animabus exutis a corporibus*«. Bis 1520 werden mindestens 35 Ausgaben von den Arbeiten des Carthusiensis gedruckt.

Mertens stellt fest, daß »die in der ersten Phase typischen Wege der Literaturvermittlung über die Orden und die Universität seit etwa 1470 durch die Drucke verändert werden«. (ebd. 75) Es setzt eine »gestreute Verbreitung« ausgewählter Werke ein. Eine Zeitlang, bis in das 3. Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts, koexistieren skriptographische und typographische Vermittlungsformen, dann »werden die Werke des Karthäusers nicht mehr kopiert«.³⁹

Von da an gibt es, von Ausnahmen abgesehen, nur noch die Wege des kommerziellen Buchhandels für die Kommunikation seiner Ideen. Auf diesen Wegen wird der Karthäuser bald als Legitimationsfigur für verschiedene religiöse und politische Zwecke aufgebaut, auf diesen Wegen findet auch später die philologische Auseinandersetzung mit seinen Werken statt. »Die technisierte Buchherstellung, durch die ein mehrere gesellschaftliche Gruppen übergreifender

literarischer Markt entsteht», so faßt Mertens seine Untersuchungsergebnisse zusammen, »verändert das Verhältnis der literarischen Produktion des Autors zu seinem Publikum einschneidend.« (Ebd. 78) Der Markt ist für Mertens und mit ihm für die Mehrheit der modernen Betrachter eine Metapher für das komplizierte Beziehungsgeflecht, das sich zwischen Autor und Drucker einerseits und den vielen »Konsumenten« der gedruckten Werke andererseits schiebt. Das Buch zirkuliert als Ware, zugänglich für jeden, in dessen Nähe es gelangt und der genug Geld hat, es zu erstehen. Das Verteilungsnetz der Bücher unterscheidet sich insoweit nicht von jenem aller anderen Waren. Es ist vielmehr ein Bestandteil der neuen Marktwirtschaft. (Vgl. Abschn. 6.5)

Wie auch immer dieser neue kommunikative Verbund zwischen dem Erfurter Ordensgeistlichen und den Käufern seiner gedruckten Bücher – so wie zwischen den Käufern – im einzelnen charakterisiert werden mag, mit Gewißheit spiegelt er nicht mehr die Strukturen der Universitäten, Klöster oder anderer etablierter Institutionen wider. Verknüpft werden nicht mehr Rollen oder Professionen, die für ein einzelnes Sozialsystem konstitutiv sind. Ursprünglich hatten nur Ordensgeistliche und Angehörige der Erfurter Universität Zugang zu den Schriften des Karthäuseres, und nur sie fungierten als Kommentatoren und Boten für seine Gedanken (ebd. 58). Im Normalfall entschieden die mittelalterlichen Institutionen souverän darüber, wer welche Schriften in die Hand bekam und wer nicht. Wer kein Mitglied der entsprechenden Sozialsysteme war, blieb von vielen Informationen, den schriftlich gespeicherten zumal, ausgeschlossen. Im Innern der Institutionen regelte die Stellung in der Hierarchie, das Amt, den Zugang zu den Informationen. Ein Wechsel innerhalb der Hierarchie, zum Beispiel eine höhere Weihe, eröffnete neue Informationsquellen.

Wie veränderte sich nun diese Vernetzung am Ausgang des 15. Jahrhunderts und wer dirigierte von nun an den Informationsfluß?

Der Kern der Antwort ist im Grunde schon mitgeteilt: Die Kommunikation typographischer Informationen wird zu einer Aufgabe eines neuen Wirtschaftssystems gemacht und dessen Gesetzen unterworfen. Aber dies ist die Antwort, die wir heute in der Rück-

schau geben können.⁴⁰ Aus der Perspektive des 15. Jahrhunderts waren noch weit mehr Wege denkbar. Man probierte zunächst einfach aus, welche Möglichkeiten der Weitergabe von typographischen Informationen sich eröffneten. Und dabei war man für jede Gelegenheit, die sich bot, dankbar, die traditionellen Vermittlungswege für Manuskripte auch für die Verbreitung der Druckerzeugnisse zu nutzen. Viele Drucker überlebten die Risiken der neuen Branche nur, weil sie als Lohndrucker für Kirche, Stadtreghment oder Universitäten arbeiten konnten. In dieser Eigenschaft modernisierten sie zwar, wie wir im Abschnitt 3.1 sahen, den Verwaltungsapparat, beteiligten sich aber kaum an der Ausgestaltung der Netze, die für die typographische Kommunikation in den folgenden Jahrhunderten bestimmend werden sollten.

Schreiber und Verleger von Büchern überlegten sich anfangs recht unbekümmert von den Marktgesetzen, mit wem sie über das Medium des Drucks in Kontakt treten wollten. Diese Unbekümmertheit schlägt sich u. a. in der Vielzahl von Druckunternehmungen nieder, die scheiterten. *»Nur ganz wenige wurden durch den Buchdruck reich ... Viele recht tüchtige Drucker kamen nach anfänglichen Erfolgen und oft bedeutenden Leistungen, sei es durch Fehlspekulationen oder durch schlechtes und liederliches Wirtschaften ... in Not. Sehr viele haben als ›Habenit‹ im Buchdruck ihr Glück versucht, sind aber nie auf einen grünen Zweig gekommen.«⁴¹*

Die überwiegende Mehrheit der Drucker vertrieb ihre Werke anfangs in einem geographisch eng begrenzten Raum, dem ›Umland‹. Oftmals beschränkte sich dieses Umland auf den Wohnort oder gar die Arbeitsstätte des Druckers, die ›Gemeind‹. Diese Situation mag der Formschneider der frühesten uns bekannten Abbildungen einer ›Druckerei‹ vor Augen gehabt haben. (Vgl. Abb. 2)

Der Holzschnitt faßt Produktion und Vertrieb der Bücher auf einem Bild zusammen. Das typographische Netz reduziert sich im Extremfall auf den Weg zwischen der Druckerei und dem Verkaufstresen im Haus des Druckers/Verlegers. In diesem Fall werden die Bücher nicht über Händler und Krämer vertrieben, sondern die Käufer kommen zu den Büchern in die Werkstatt des Druckers oder eines mit ihm zusammenarbeitenden Buchbinders hin.

Günther Zainers Buchhändleranzeige aus dem Jahre 1477 schildert insofern eine typische Situation. Es heißt darin: »*Wäre jemand hie, der zu kaufen begehrt etlich teutsch und getruckte Bücher, deren Namen hernach geschrieben steht, der komm in des schmidlins hus zu dem Gunthero, genant Zainer von Reutlingen, da findet er die und werdent im gegeben umb ain gleich ziemlich gelt: ein büchlein der sieben teutschen Psalmen, [etc]*«⁴²

Beliebt waren für Verkaufsaktionen in fremden Orten die dortigen Wirtshäuser.

Diese Praxis der Buchdrucker entspricht im wesentlichen den üblichen handwerklichen Produktions- und Vertriebsformen mittelalterlicher Städte. Das Handwerk arbeitet, wenn man die in den einzelnen Gewerbebezügen doch recht unterschiedlichen Gegebenheiten einmal nivelliert, in erster Linie für das städtische oder dörfliche Sozialsystem und erst in zweiter Linie für einen überregionalen »Markt«. Den Fernhandel stellte man sich typischerweise als eine Vernetzung zwischen solchen (städtischen) Wirtschaftseinheiten, nicht als eine Vernetzung zwischen den einzelnen Produzenten und Konsumenten vor. Und man organisierte den Handel auch so, etwa wenn man, wie in Nürnberg, dem städtischen Rat das Außenhandelsmonopol übertrug oder die von außen kommenden Waren durch Repräsentanten der Stadt kontrollieren ließ.⁴³

Diese Orientierung an der städtischen Umgebung und an konkreten Auftraggebern und Konsumenten teilten auch die frühen Autoren und Drucker, wie sich an vielen Äußerungen in Inkunabeln belegen läßt.

Von der »gemeind« zur »gemein«: Lokale Netze als Frühformen des Buchhandels

Ein besonders aussagekräftiges Beispiel für eine Einbettung eines Druckwerks in ein städtisches Umland ist das »*Pestbüchlein*« von Heinrich Steinhöwel. Es erschien erstmals 1473 in Ulm bei Johann Zainer.⁴⁴ Weitere Auflagen folgten: Esslingen 1474, Nürnberg 1482, im gleichen Jahr noch zwei weitere Ausgaben in Ulm und später noch ein Druck in Magdeburg. In *Abb. 37* ist die



Abb. 37: Die Einbettung des Buchdrucks in die Stadt:
H. Steinhöwels »Pestbüchlein« von 1473

erste Seite dieses Werkes wiedergegeben. Der Text der gesamten Vorrede, auf die in diesem Abschnitt ausführlich eingegangen wird, findet sich im Anhang.

Die Einbettung des Pestbüchleins in die Stadt – und zwar nicht in eine beliebige, sondern in die Stadt Ulm – wird schon ikonographisch auf dem ersten Blatt der Vorrede anschaulich. Dort, wo sich die zwei Zierleisten treffen, hat ein Künstler das Stadtwappen von Ulm – als Symbol für die Adressaten des Werkes – und an anderer Stelle das Familienwappen Steinhöwels – als Symbol für den Autor – eingeschnitten. Im zweiten Satz seiner Vorrede widmet Steinhöwel seine Arbeit den »*nysen burgermeistern / [dem] Rat und [der] ganczen gemaind der stat Vlm*«!

Eine solche Widmung von literarischen Werken eines Stadtbürgers an seinen Rat und seine Mitbürger ist in jener Zeit nichts Außergewöhnliches: alle Frühdrucke des (zugereisten) Straßburgers Hieronymus Brunschwygk sind der »kaiserlichen Stadt Straßburg« gewidmet. Hartmann Schedel streicht im Kolophon seiner Weltchronik deutlich heraus, daß es sich bei diesem monumentalen Werk um eine städtische Gemeinschaftsleistung handelt.⁴⁵ Und der Verfasser der Kölner Chronik von 1499 bestimmt sein Buch »*zu nutz ind vnderrichtu(n)ge in fil sache(n) der gemeynen Burgerschaff der hiliger stat Coellen*«. Die Beispiele ließen sich beliebig fortsetzen. Die Stadt ist dasjenige soziale System, in das sich Autoren und Drucker als Elemente einordnen. Steinhöwel blickt auf einundzwanzig Jahre Bürgerschaft in Ulm zurück. Nun möchte er sich entsprechend seiner Fähigkeiten für die Stadt, von deren Einrichtungen und Leistungen er profitiert hat, nützlich machen. Die Beulenpest, die in der Umgebung von Ulm grassierte, bedrohte ihn und seine Mitbürger.⁴⁶ Zur Abwendung dieser Bedrohung möchte er mit seinem Büchlein einen Beitrag leisten, indem er eine Ordnung, eine Maßregel aufstellt, wie man sich »zu Zeiten der Pestilenz« verhalten soll. Da seine Vorschläge im wesentlichen auf eine Hygienevorschrift hinauslaufen, kann er sein Ziel überhaupt nur dann erreichen, wenn seine Ratschläge nicht nur von einigen wenigen, sondern von der gesamten »Gemeinde« beachtet werden. Als die Adressaten seines Buches stellt er sich entsprechend nicht einzelne Bürger oder soziale Gruppen, sondern die »*gancze gemaind der stat Vlm*« vor. Dieser

Adressatenkreis dürfte auch für Steinhöwel kaum mehr überschaubar gewesen sein.

Aber der approbierte Stadtarzt bleibt bei dieser kommunikativen Vision nicht stehen. Wenig später spricht er davon, daß zumindest ein Teil des Buches geschrieben sei, damit sich der »*gemin man / vast wol behelffen mag*«. Der »*gemin man*«, das ist nicht mehr nur die Stadtgemeinde von Ulm, sondern hiermit sind auch Menschen in anderen Städten und auf dem Lande angesprochen. Sachlich ist diese Ausdehnung des Adressatenkreises gewiß vollauf gerechtfertigt. Andererseits aber deutet sich hier schon eine gewisse Unklarheit über das Profil der Kommunikationspartner oder Käufer an. Diese Unklarheit verstärkt sich in den folgenden Passagen. Ein Teil des Buches wird nämlich von Steinhöwel zu einer Art Fachbuch erklärt, welches für die Ausbildung von »*jungern willigen meistern der scherer, die noch nyt ga(n)c in wundt erznuj geuebet sjnd*« gedacht ist. Als Adressat erscheint also eine recht eingeschränkte soziale Kategorie von Badern und Chirurgen – und möglicherweise ähnlichen Professionen, die mit der Gesundheitsversorgung der Stadt befaßt sind. Faktisch mischt sich Steinhöwel damit in eine etablierte, weitgehend oral organisierte Ausbildungsinstitution ein. Barbieri, Scherer und Bader waren Handwerker und sie wurden wie die Angehörigen anderer Handwerke auch in Lehr- und Gesellenjahren von Experten, »Meistern«, im Vollzug der praktischen Arbeit ausgebildet.⁴⁷ Ausdrücklich nicht einmischen will er sich demgegenüber in die Fortbildung der Experten und vor allem der akademisch ausgebildeten Stadtphysici: »Und ich will auch«, schreibt er im Anschluß an sein Gebet, »in diesem Regimen nur so viel über die Arzneykunst mitteilen, als für diejenigen nützlich ist, die nicht in den Künsten ausgebildet sind. Die Behandlung der übrigen Lehrgegenstände will ich denen befehlen, die ihre Zeit, ihren Sinn und ihren Mut darauf gelegt haben, die Ursachen der Pest zu ergründen.« Sein Buch versieht sich nicht als ein Beitrag zur akademischen Disputation über die »Ursachen« und »Gründe« der Krankheiten.

Ebenso ausdrücklich hatte er schon zuvor sein Anliegen von jenem der Theologen und Prediger abgegrenzt. Nur von den »natürlichen Ursachen der Krankheiten« will er handeln. Ganz »hinten anstellen« will er die Bedeutung der Pest als eine göttliche Strafe, als

»Rute Gottes«. Gegen diese Strafe gibt es kein besseres Mittel als die »rechte Beichte, die wahre Reue und eine völlige Buße«. Diese Ausdifferenzierung von einer religiösen und einer medizinischen Perspektive auf die Krankheiten bedeutet einen wesentlichen Schritt in der Emanzipation des modernen naturwissenschaftlichen Denkens. Steinhöwel wagt ihn nicht ohne Rückversicherung: er kann sich nicht enthalten, seinem Werk doch noch ein Muster eines Gebets um Fürbitte gegen die Pestgefahr beizugeben. Aber nach dieser Anrufung des heiligen Sebastians in der Vorrede ist für ihn die religiöse Thematik abgeschlossen.

Doch zurück zu den Adressaten des zweiten Teils des Buches, den angehenden Scherern. Wenn sie Steinhöwels Traktat in die Hand nahmen, so war eine völlig neue Ausbildungssituation geschaffen. Zwischen dem Stadtphysikus und den lernwilligen Lesern seines Traktats gibt es keine face-to-face-Beziehung, keine gemeinsame Werkstatt, nicht einmal eine gemeinsame Studierstube mehr. Im Prinzip tritt allein der gedruckte Text als Medium der Unterweisung, als Informationsmaschine auf. Dieser Sprung muß Steinhöwel (wiederum) als zu gewagt erschienen sein – und so fügte er der Vorrede ein Angebot an die Leser hinzu, ihnen mündlich mit Erläuterungen behilflich zu sein, wenn ihnen sein »Schreiben unverständlich wäre«. Im Falle der Annahme seines Angebots hätte sich wieder eine vertrautere Kommunikationssituation hergestellt: Steinhöwel auf der einen Seite, sein Buch in der Mitte und auf der anderen Seite der fragende Leser, dem die Schrift »verständlich und lauter« gemacht wird. Man sieht an diesem Beispiel deutlich, wie wenig entwickelt noch die Vorstellungen über und vor allem das Vertrauen in die typographischen Netze gewesen sind. Sich allein auf die neuen technischen Möglichkeiten zu verlassen, erschien Steinhöwel als zu riskant. Und er steht mit dieser Vorsicht nicht allein. Zumal die Verfasser von »Lehrwerken« weisen noch im 16. Jahrhundert gelegentlich darauf hin, daß sich diejenigen Käufer des Buches, die aus dem Text nicht schlau werden, persönlich an den Autor wenden können.

»Wer aber sach [sage, finde]«, schreibt etwa Hans Fabritius in seinem »Nützlichen Büchlein etlicher gleichstimmender Wörter« (Erfurt 1532), »das etwas hierinnen nicht zum besten verstandt an tag geben

wer, die selben komen zu mir: wil ich ein zimlich gelt nennen vnd yhn das Buechlein mit allem fleisz von anfang bisz an das ende treulich vnderweyszen».⁴⁸

Die Frage: »Was ists anders wan(n) wir ainichen Scribenten lesen / als wan(n) er mit vns muendlich redet / vnnd Conversiret?«, die Putherbeus/Fickler nur noch rhetorisch stellen, ist an der Jahrhundertwende für die wenigsten entschieden.⁴⁹ Eine zustimmende Antwort ist von Steinhöwel nicht zu erwarten – und dies mag am Ende für sein nüchternes Augenmaß sprechen. Die fortgesetzte Propaganda für die neue Kommunikationstechnologie trübt diesen Blick zunehmend. Die ja ganz unbestreitbar vorhandenen Unterschiede zwischen den beiden Vernetzungstypen werden hinwegidealisiert – und dies selbst bei Autoren, die sich wie Putherbeus ausgesprochen kritisch mit den sozialen Folgen des Buchdrucks auseinandersetzen. Die Bereitschaft, Bücher als leibhaftige Gesprächspartner wahrzunehmen, wächst in der Bevölkerung in dem Maße, in dem die gedruckten Bücher zu einem festen Bestandteil des Alltagslebens geworden sind.

Wenig entwickelt waren zu Steinhöwels Zeiten auch noch die Vorstellungen darüber, welche Informationen auf den neuen Netzen verteilt werden können und für welche Typen von Adressaten diese Informationen zu nutzen sind.⁵⁰

Selbst die Frage, welche Informationsklassen in einem Buch zusammengeschlossen werden können, bereitete Autoren und Verlegern Kopfzerbrechen. Man würde Steinhöwel heute möglicherweise empfehlen, doch die beiden »Teile« seines Buches getrennt abzugeben: einen Teil als Informationsschrift für die Ulmer Stadtbevölkerung und den »gemein man«, den anderen Teil als Lehrwerk für die Gesundheitshelfer.⁵¹

Alle diese Fragen klären sich im Laufe der Zeit. Zumeist hinter dem Rücken der Beteiligten verschieben sich die Orientierungen, bilden sich unmerklich neue kommunikative Beziehungen und Käufer-schichten. Zweifellos ist Steinhöwels Werk für eine Stadt geschrieben, und es mag dort auch tatsächlich zunächst mehrheitlich gekauft und gelesen worden sein. Nur bei dieser Orientierung hatte ja das Angebot Steinhöwels, zusätzliche mündliche Erläuterungen zu geben, einen Sinn. Die Käufer mußten die Möglichkeit haben, den Autoren aufzusuchen und diese Möglichkeit bestand

für seine Mitbürger. Die Mehrheit der »angehenden Scherer« wird er in seiner Eigenschaft als Aufseher des Ulmer Gesundheitswesens vermutlich sogar persönlich gekannt haben. So gesehen bleibt das Werk noch fest eingebunden in das System mittelalterlicher Auftragsproduktion – aber es leistet doch zugleich einen Beitrag zur Entwicklung der marktwirtschaftlichen Vernetzung. Das neue technische Medium schafft sich seine, in diesem Fall weitere Öffentlichkeit auch gegen die primären Absichten der Autoren und die Fesseln alter Produktionsweisen.

Die Druckereien werden vernetzt

Die Verbreitung von Steinhöwels Werk läßt sich in groben Zügen nachzeichnen, und sie ist prototypisch für jene volkssprachlicher typographischer Informationen bis in das 16. Jahrhundert hinein. Kaum ein Jahr nach dem Erscheinen wird es in Esslingen nachgedruckt, später noch in zwei anderen Städten des Reiches. Als in Ulm die Exemplare vergriffen sind, veranstaltet man Neuauflagen. Zusätzlich schufen Drucker in anderen Städten ähnliche Pestbücher. Schon 1472 hatte Bämle seinem »*Regimen sanitatis*« eine Pestlehre beigegeben, wohl im gleichen Jahre erschien bei Günther Zainer in Augsburg ein Einblattdruck mit Ratschlägen für das Verhalten »in den Zeiten der Pestilenz«. Er ist in der *Abb. 38* wiedergegeben.⁵²

Um 1477 erscheint in Köln ein Pesttraktat, fünf Jahre später in Nürnberg Hans Folz' *Spruch von der Pestilenz* und in Wien (und in Nürnberg) die *Rochuslegende*. Etwa um das gleiche Jahr druckt Michael Greyff auf einem Blatt eine Lehre, »wie man sich halten soll in Zeiten der Pestilenz«. In den achtziger Jahren wird auch Konrad Schwestermillers *Regimen* in Leipzig oder Magdeburg aufgelegt. In Eichstätt erscheint ein *Regimen* bei Michael Reiser, in Lübeck drucken Gothan und Brandis niederdeutsche Pestschriften. In den neunziger Jahren wird Culmachers »*Regimen wider die grausamen, erschrecklichen, todlichen Pestilenz*« in Leipzig bei Landsberg aufgelegt. Albrecht Kunne druckt in Memmingen Ellenboks »*Ordnung wider die giftigen Anrür der pestilenzlichen Prechem*«. In Erfurt erscheint bei Hans Sporer ein Arzneibuch gegen die Pestilenz,



Vil menschen werden der pestilenz frey
 welchen sy dar für ein techte erzeig
 Darumb so höre was ich dir sagen wil
 wann also sterben ist gar ein kurtzes tzi
 Des ersten halt den rat den ich mein
 Wann der duncket mich sicher mit klein
 Das man in diser sache ernstlich sol
 antuffen got das hilfet sicher wol
 Sant Sebastians auch nit vergif
 wann sein heissen ist auch gar gewis
 Das megen all meyster wegh
 die da seind auff der schul zu pareph
 Dar nach hab auch dein selbs acht
 es seye frö spat oder zu der nacht
 Weder den lufft von meridian vñ orient
 empfach in von septentrion vñ orient
 Nie wacholten weitauch spitz der glüt
 vor d' b'fem nebligem lufft du dich behüt
 Mit feuenbaum wacholter mach der feur
 das ist der zeit in deinem hauf gebew
 Mit essig wasch hend müd vñ angeseht
 schind sein ein wenig des vergif nicht
 Du solt hungere vñ d'ut mit legten
 ubrige fulle soltu auch seie megen
 Vnd ubrige grobe höst soltu lassen
 vor vil rancken soltu dich auch massen
 Gebraten fleisch ist besser dann geforen
 das schwein sege dir ganz verboten
 Du solt mischen den searcken wein
 das sechste teil sol alsege wasser sein
 Du solt nit mit schlafen denn wachen
 hüt dich vor d' in der pfannen gebachen
 Ist es an dir nit ein gewonheit ale
 so fleuch den schlaf im tag mit gewalt
 Lgnen mit gütem essig wol geforen
 seind dir von den meystren nit verboten
 Oder wiltu dich selbs mit in schaden geben
 so hüt dich auch vor vnkeusem leben
 Du solt auch gemein badstuben meiden
 in einem zuber zu isch waschen zu lepen
 Fleuch auch trauren den vñ vnmüt
 welch nuff vñ trawre seind nütcher güt

Bis in deinem müt zu muß schlich
 das beulich ich dir besunderlich
 Du solt auch nit zu vil frewen han
 wann das hercz wurd zu fast auff gerhan
 Du solt dich halten in sölicher maß
 vñ solt alle monet einest aetlassen
 Nach der weisen geleiten atzet lere
 von b'zigen d'ingen du dich herte
 Noch vil mer sag ich dir da mite
 nym auch alle wochen pillulas vite
 Subene oder newne die zu nacht schlich
 war sie sege dir ein güt gelück
 Das lere dich Kasis der meyster groß
 dem toch hege atzet ist genos
 Alle tag schlich ein pillen zu morgen
 es ist güt vñ püngt dich auß sonnen
 Auch thiacra als ein ärtes genossen
 vñ der wein ist güt auß der mollen
 Es strecket das hercz vñ masen vñ
 güt mag nicht sege im ein gaste
 Solusarmenus ist nütcher mit essig güt
 vñ terra sigillata etrewē sicher das plüt
 Vnd wenn du pillulas hast genumen
 so soltu nicht zu thiacra kummen
 Sunder diß mege bis an den anten tag
 vñ verstand was ich dir da sag
 Noch ein meyster dir einen rat geit
 fleuch vñ dauon vñ thü das begrege
 Wann fliehen ist gar ein sicher ding
 vñ halten toch etlich das gar gering
 Fleuch die flechen vñ auch die star
 senen toch sein gewand vñ was et l'at
 Du solt auch alle tag etwas beginnen
 zu thun mit laib vñ auch mit sinnen
 Emsig sein mit freud in dem hauf
 frö vñ auch spat in freies klauf
 Es ist auß der maß vñ vñ güt
 wer dar gonne ist mit schlichem müt
 Das hat maister hans Tornamita gelet
 Des selben kunste vil menschen hat erret
 Vnd auch annert hufschet meyster vil
 der ich getz jümal nicht nennen wil

Abb. 38: Gesundheitspolitik im neuen Medium: Ratschläge wider die
 »Pestilenz«, Einblattdruck, Augsburg 1472

Grüniger bringt in Straßburg Brunschwygks und Kistler Laufenberg's Pesttraktat heraus. Ein Einblattdruck erscheint im gleichen Jahr in Landshut und vermutlich auch der Nachdruck von Steinhöwels Buch bei Moritz Brandis in Magdeburg. Nicht enthalten in dieser Aufzählung sind die zahlreichen lateinischen Pestbücher, die Neuauflagen und die Drucke außerhalb des deutschen Sprachraums. Insgesamt dürfte eine Zahl von 130 verschiedenen Werken, die sich in den verschiedenen Sprachen mit Ratschlägen gegen die Pest beschäftigen, nicht zu hoch gegriffen sein.⁵³

Um 1500 sind, wie das Beispiel zeigt, weite Gebiete des Reiches mit Pestbüchern versorgt. Dies nicht, weil ein ausgeklügeltes Handelssystem die Waren weniger Produzenten verteilt hat, sondern weil in fast allen größeren Orten mindestens ein Drucker ein oder zwei Werke dieser Gattung in seinem Sortiment führt. Was sich in der Frühdruckzeit ausbreitete, das waren die Druckereien. Sie bildeten in den verschiedenen Städten gleichsam kleine typographische Netze, die nur lose und dann oftmals über den Mechanismus des Nachdrucks miteinander verbunden waren. Dieses Frühstadium ist in *Abb. 39* dargestellt.

Nachdruck braucht anfangs durchaus nicht immer eine seiten- oder gar wortgetreue Wiedergabe des Urdrucks zu bedeuten. Vielfach werden die Texte gekürzt oder auch – wie in dem Schaubild beim Drucker der Stadt C angedeutet – aus Texten verschiedener Druckereien zusammenkolligiert. Insofern ist Sudhoff zuzustimmen, wenn er annimmt, daß Steinhöwels Werk *»für den augenblicklichen Bedarf gedruckt, lokal verzehrt«* wurde.⁵⁴ Zwar sind die volkssprachlichen Drucke für den freien Markt konzipiert, aber dieser ist noch geographisch eng begrenzt. Dies bedeutet aber andererseits, daß die Konturen des Vertriebssystems nicht in erster Linie durch soziale Institutionen oder Standesgrenzen bestimmt werden. Steinhöwel spricht so ziemlich jeden an, der sich in seiner »Nähe« aufhält.

Ganz anders sieht es anfangs bei vielen Inkunabeln aus, die in der lateinischen Sprache abgefaßt sind. Hier lassen sich, wie Weinmayer ermittelt hat, »fest definierte Gebrauchskontexte« leichter ausmachen. Sie lehnen sich an diejenigen Vertriebsformen an, die für die skriptographischen Informationen schon geschaffen waren: *»Sie sind, wie schon der kursorische Überblick über die Situation der verschie-*

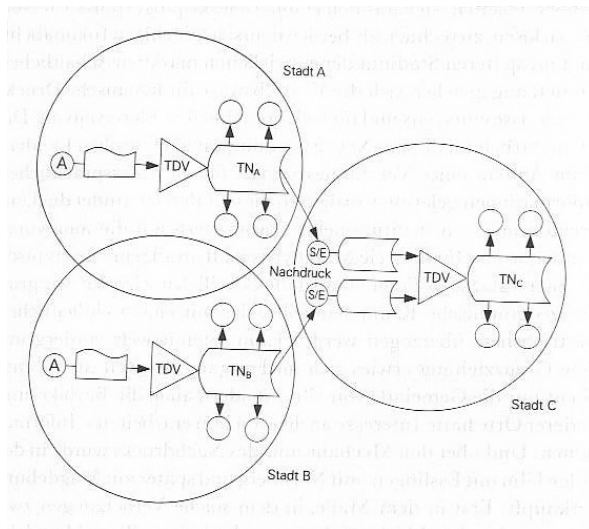


Abb. 39: Das Frühstadium des Buchhandels:
sporadische Verknüpfungen lokaler Netze

denen Druckorte zeigt, an den Bedarf von Kirche, Universität oder Schule gebunden.«⁵⁵

»Erfolg oder Mißerfolg« der deutschsprachigen Inkunabeln »zeichnen sich« demgegenüber »erst im nachhinein ab«. »So weit wie möglich, scheinen sich die Verleger auf Texte verlassen zu wollen, die sich auf anderen lokalen Märkten oder auch in der eigenen Stadt bereits durchgesetzt haben«. (Ebd. 28)

Die Autorin argumentiert hier so, als ob sich die Marktprinzipien zwar bei den deutschsprachigen, nicht so sehr aber bei den lateinischen Inkunabeln durchgesetzt haben. Dieser Eindruck kann auch kaum verwundern, wenn man sich vergegenwärtigt, wie wenige Netze nur für die skriptographische Verbreitung von volkssprachlichen Informationen am Ausgang des Mittelalters fest etabliert waren.

Es ist also für die lateinischen Texte mit anderen Ambivalenzen und

Schwierigkeiten, sich aus den etablierten skriptographischen Netzen zu lösen, zu rechnen als bei den deutschsprachigen Inkunabeln. Erst im späteren Stadium der entwickelten marktwirtschaftlichen Vernetzung gleichen sich die Vertriebswege für lateinische Druckerzeugnisse einerseits und für volkssprachliche andererseits an. Die Pionierarbeit an diesem Netz ist, zumindest in deutschen Landen, beim Aufbau eines Verteilungssystems für die volkssprachlichen Informationen geleistet worden. In diesem Bereich findet die Umorientierung von institutionellen Parametern auf die anonymen Käufer, wie sie für die freie Marktwirtschaft im allgemeinen typisch ist, zuerst statt. Als Frage stand damals freilich noch offen, wie groß der geographische Raum sein solle, der mit einem einheitlichen Vertriebsnetz überzogen werden kann. Steinhöwels vordergründige Grenzziehung erwies sich im Fortgang der Zeit als zu eng. Nicht nur die Gemeinde von Ulm, sondern auch die Bevölkerung anderer Orte hatte Interesse an den von ihm erarbeiteten Informationen. Und über den Mechanismus des Nachdrucks wurde in der Folge Ulm mit Esslingen, mit Nürnberg und später mit Magdeburg verknüpft. Erst in dem Maße, in dem solche Vernetzungen zwischen regionalen Märkten durch wechselseitige Tauschhandelsbeziehungen enger wurden, entstanden die Voraussetzungen für die Durchsetzung von Idealen neuer und größerer Kommunikationsgemeinschaften: dem »gemein man« in den »teutschen landen«, »die teutsche nation« oder das »teutsche Vaterland«.

Die soziale Rechtfertigung der typographischen Kommunikation und der neuen Netze

Vom Seelenheil der Gläubigen zum Nutz der Nation

Die mittelalterliche Glaubensgemeinschaft bestätigte sich allenthalben neu durch Gebete, Verkündigung, Beichte und andere »gottgefällige« Handlungen. Der Gläubige bangte um sein Seelenheil, diese Furcht war ihm Handlungsantrieb. »Zuo myner selen heyk, so bekennt Bernhard von Breydenbach, unternimmt er seine Pilgerreise in das Heilige Land. Und auch die Veröffentlichung seiner Bücher ist ihm ein Glaubensanliegen, ein Werk zur höheren Ehre Gottes. Nur insoweit die einzelnen Menschen ihre Handlungen immer wieder als einen Beitrag zur Schauung und zur Erhaltung dieser Glaubensgemeinschaft ausrichten und interpretieren, sichern sie deren Überleben – und ihre persönliche Identität als Christen. Man handelte und erlebte als Element eines größeren Systems und gewann dadurch Geborgenheit und Selbstbewußtsein.

Neben den religiösen gibt es seit alters her auch politische Gemeinschaften, die Poleis, die römische Republik, die mittelalterlichen Städte u.a. Auch deren Existenz hängt davon ab, daß sich die Menschen zu ihnen bekennen und ihr Handeln und Erleben von ihren Idealen normieren lassen: Jedes Jahr aufs neue trafen sich die Bürger, um durch ihren Eid die mittelalterliche Stadt als ein sozialpolitisches System zu bestätigen.⁵⁶ Handelten sie im Sinne der Eide, so waren sie legitimiert.

In der frühen Neuzeit verlieren viele angestammte Systeme ihre sinnstiftende Kraft. In Deutschland richten sich viele Hoffnungen auf ein neues großes gesellschaftliches Gefüge. Anfangs spricht man von ihm als von der »teutschen Nation«, im Fortgang des 16. Jahrhunderts sieht man in ihm das »teutsche Vaterland«. Die überwiegende Mehrzahl der Menschen, die ihre Gedanken in deutscher Sprache dem Druck anvertrauen, betrachten sich als Elemente dieses sozialen Systems. Sie wollen einen Beitrag »zum

Nutzen« dieser Gemeinschaft leisten – und ihrem eigenen Handeln damit zugleich einen sozialen Sinn geben.

Die Menschen beschreiben sich also nicht nur als Teil der technologischen Systeme, also z.B. als Autor (Sender) oder Leser (Empfänger), als »Empirico« (Sensor), Übersetzer (Prozessor) oder als Praktiker (Effektor). (Vgl. 5.2) Sie ordnen sich in gleicher Weise auch in sozialpolitische – und viele andere – Systeme ein. Ihr Handeln und Erleben erhält einen mehrfachen Sinn.

Praktisch verknüpfen sich die technologischen und die sozialen Bedeutungen des Handelns beständig miteinander. Man sieht sich als Autor nicht nur als jemand, der Informationen für den typographischen Speicher sammelt, sondern zugleich eben auch als ein Bürger, der dem Vaterland nützliche Dienste erweist. Durch diese Interferenzen gewinnen die technologischen Systeme an sozialer Identität und die sozialen Systeme erhalten andererseits eine technologische Bedeutung. Ganz zweifellos beschleunigt diese sozialpolitische Aufladung des kommunikativen Handelns die Etablierung des typographischen Informationssystems. Und natürlich sind auch gegenläufige Effekte, eine Festigung der nationalen Gemeinschaft durch den Ausbau von Buchhandel und Buchkonsum zu beobachten.

Der Gedanke, mit der »Herausgabe« der persönlichen Informationen einem übergeordneten sozialen Gebilde einen Dienst zu erweisen, macht es den Menschen leichter, sich von ihrem Wissensschatz zu trennen. Er motiviert sie, sich in der einen oder anderen Rolle an dem Informationskreislauf zu beteiligen. Er hilft ihnen, ihr Handeln gegenüber Einwänden der Kirche oder auch der städtischen Zünfte zu rechtfertigen. Sich als Teil der Nation zu empfinden, vermittelt den Menschen in einer Zeit, in der die überkommenen sozialen und religiösen Wertssysteme ins Wanken geraten sind, eine neue Identität und Geborgenheit.

Die ideologische Aufladung der kommunikativen Aktivitäten läßt sich anhand der Entwicklung der Titelblätter und der Vorreden der Drucke in der frühen Neuzeit leicht verfolgen. Man begnügt sich nicht damit, die Informationen, die in den Büchern gesammelt sind, zu benennen und die Art ihres Erwerbs zu charakterisieren. Kaum jemals versäumt man es, auch auf die soziale Bedeu-

tung der Informationen hinzuweisen. Dieser Hinweis bedeutet zugleich, daß der Autor sich selbst und sein Werk in soziale Gemeinschaften einordnet.

Oft wird dabei an antike Vorbilder angeknüpft. »Es haben die alten Weisen Philosophi«, schreibt Erasmus Reinhold, »aus einbildu(n)g der Natur / gesagt / vnd in Schrifftten hindersich verlassen / Das der Mensch nicht jhme [sich] alleine / sondern auch / vnd fuernehmlich dem Vaterlandt vnd andern Menschen / zum besten / auff die Welt geboren werde / Derwegen er schuoldig sey / mit Leib / Verstandt / vnd allem seinem vermoegen / dem Vaterlandt / nicht allein zu dienen / sondern / do es die noth erfordert / alles [andere] hindan zusetzen«. ⁵⁷ Viele haben deshalb, schreibt der Arzt und Hobbymathematiker, ihr »Leib und Leben« dem Vaterland geschenkt. »Andere aber / nach deme sie befunden / das sie mit jhrer leibesstercke / oder mit jhrem Tode / dem Vaterlandt nichts dienen koendten / haben getrachtet / [dies] ... durch jhren verstandt / erfindung oder dargebung nuetzlicher Kuenst« zu tun. (Ebd. A2v).

Man dient als Autor seinem Vaterland, indem man seinen Verstand zu allgemeinem Nutzen einsetzt. Und zu dieser Haltung bekennen sich im 16. Jahrhundert die Drucker und/oder Schreiber aus den verschiedensten Gebieten. Dem »Nutz der teutschen Nation« sollen Dürers Unterweisungen in der Perspektivenlehre genauso dienen wie die Theologica. ⁵⁸

»Vnserem geliebten Vaterlandt zu Ehren« erscheinen Bäderbücher, Reise-literatur, medizinische und technische Traktate. ⁵⁹

»Zuo nutz vnd wolffart gemeiner Teütscher Nation« erscheint das New Kre - terbuoch von L. Fuchs und ebenso die Werke vieler seiner botanischen Fachkollegen. Wendungen wie die folgende von H. Bock liest man häufig in pharmazeutischen und naturkundlichen Werken: »Wa [wenn] nun dise mein Arbeit vnd angewendter Fleiß Gemeinem nutz vnd dem Vatterlandt Teütscher Nation (wie ich hoff) etlicher massen zuo guotem gereicht / oder noch zuo wolffart reichen wollt / wär mir vast lieb / vnd der hoechsten freüd eine.« ⁶⁰

Bock nennt noch einen weiteren Antrieb für sein Engagement, der ebenfalls als typisch für die Zeit gelten kann: »Zuo dem haben mich vil der armen / so staets mit bitt angelegen / ich woelle doch Gott zuo eren / vnd dem armen gemeinen hauffen zuo dienst vnd wolffart / die empfangenen gaben / nicht allein für mich selbs behalten / ans liecht lassen kommen / mit großen floehen [Flehen] überwunden vnd gedrunge. Dise jetzt ernente vrsachen

haben die feder an die handt zuonemen / mich dermassen bewegt vn(d) verursacht / das ich keins wegs gedachter arbeit mich hab gewißt zuo erwehren.« (Ebd.) Andere, vom Glück der Erkenntnis weniger begünstigte Personen, haben ihn also so lange gedrängt, sein Wissen weiterzugeben, bis er nicht mehr nein sagen konnte.

Auch dies ist ein alter Topos, eine Formel mit sozialer Legitimationskraft: Man rechtfertigt sein Schreiben damit, daß man es auf »Gebet« ehrbarer Personen begonnen habe.⁶¹ Kaum eine Widmungsvorrede der Inkunabelzeit verzichtet auf dieses Argument. Aber es ist genau genommen eine Legitimationsformel, die für orale Kommunikationssysteme und für einfache Interaktionsbeziehungen entwickelt wurde. Auf die neuen Netze läßt sie sich nicht gut anwenden. Ein Gespräch kommt dadurch in Gang, daß jemand einer anderen Person eine Frage stellt oder eine Bitte an sie heranträgt. Auf solche Bitten einzugehen, gehört zu den normalen Regeln des sozialen Umgangs. Es gibt für den Antwortenden keine Veranlassung, die Tatsache, daß er reagiert, zu legitimieren. Noch viel weniger tauchten für den Schreiber Legitimationsprobleme auf, wenn »ehrbare Personen« ihn als Untertanen, Lehensmann oder sonstwie Abhängigen um einen Dienst, etwa die Abfassung eines Gelegenheitsgedichts oder einer Chronik, baten.

Dieses Reziprozitätsmodell läßt sich aber auf die Gegebenheiten des Buchhandels nicht übertragen. Hier muß weniger legitimiert werden, daß man überhaupt Informationen weitergibt, als vielmehr die Tatsache, daß man sie vielen Personen zugänglich macht, sie »vergesellschaftet«. Um der Bitte einer oder nur weniger Personen nachzukommen, braucht man kein Werk hundertfach zu vervielfältigen. Zur Rechtfertigung dieser Vervielfältigung müssen neben die privaten auch die Gründe treten, die von der Gesellschaft als »öffentliche« anerkannt werden.

Auch was die Rechtfertigung der Vergesellschaftung anbelangt, konnte man im 15. und 16. Jahrhundert an ältere Traditionen anknüpfen. So beruft sich H. Steinhöwel bei seiner Übersetzung und Drucklegung von Boccaccios Büchlein »Von etlichen frowen« auf Aristoteles. Ihm schreibt er – und mit ihm viele Zeitgenossen – den Ausspruch zu, daß »guotte ding ... ie gemainer ie besser werden«. ⁶² Deshalb möchte Steinhöwel mit seiner Arbeit nicht hinter dem Berge halten. Und dieser Gedankengang wurde ja auch von H. Bock in

der zuletzt erwähnten Passage seines Kräuterbuches aufgenommen. Für ihn hat es schon eine negative Konnotation, wenn man seine Gaben »für sich selbst behält«. Ortholf Fuchesperger stellt in seiner *Dialectica* nur noch rhetorisch die Frage: »Ist dann das werck nit vmb so viel dester edler / wie vil es gemeiner vnd zu(m) gebrauch menigkliche(n) frey erlaub wurde?«⁶³ Und am gemeinsten und damit am edelsten ist das Werk dann, wenn es der gesamten Nation zugute kommt.

Für heutige Ohren klingt es unmittelbar einleuchtend, daß die Verallgemeinerung von Wissen eine »Wohltat« ist, aber die alten Zeiten haben solche Vergesellschaftungsvorgänge keineswegs in der Weise prämiert, wie dies die Neuzeit tut. (Vgl. Kap. 2) Wenn man schon Informationen weitergab, so blieb der Kreis der Informationspartner doch begrenzt. Die »Gemein« oder »die Vaterländer«, denen sich die Alten verpflichtet fühlten, erscheinen uns klein. Zumeist waren es, wie im klassischen Griechenland und in der römischen Zeit, nur Städte oder doch regional überschaubare Gebilde. Von diesen kleinen Vaterländern setzt der schon zitierte Erasmus Reinhold das Modell der deutschen Nation unmißverständlich ab. »Nicht einem, engen Vaterlandt / als einer gewissen Stadt oder Landschaft / sondern dem allgemeinen grossen Vaterlandt / darin wir alle semptlich inwoner seind«, will er sein Wissen zugänglich machen. (aaO. A2v)

Die neue soziale Gemeinschaft ist nicht nur größer, was die räumliche Ausdehnung und die Anzahl ihrer Anwohner angeht, sondern sie ist auch in einer neuen Weise auf Dauer gestellt. Jedenfalls entwickelt Reinhold ganz neue Vorstellungen über den Zeitraum, in dem dieses System Bestand haben soll: »Auch nicht auff ein kurtze zeit« soll sein Beitrag Nutzen tragen, »wie des Decii wolthat gegen der Stadt Rom gewesen / welche doch nachmals zum offtern veruuestet / Sondern zuo kuenfftigen ewigen zeiten« soll sein Werk in Geltung bleiben. (Ebd.) Die Nation ist ein soziales System, dem seine Mitglieder ewigen Bestand zutrauen.

Die Nationalisierung des Wissens

Wird diese sozialpolitische Orientierung ernst genommen, so hat sie Folgen für das kommunikative Handeln. Die Autoren müssen ihre Informationen nunmehr so auswählen und aufbereiten, daß sie tatsächlich

- a) für möglichst viele Einwohner des Landes,
- b) an allen Orten und
- c) zu jeder Zeit
genutzt werden können.

Ein solches Generalisierungsniveau wird weder in den Gesprächen von Angesicht zu Angesicht noch in den skriptographischen Kommunikationssystemen angestrebt. Die wenigsten Manuskripte erfüllen diese Bedingungen – und auch viele Druckwerke noch nicht.

So befindet E. Reinhold kategorisch, daß »mit den Buechern der Griechischen vnd lateinischen Sprache ... vnserem Vaterlandt vnd dem gemeinen Mann nichts gedienet« sei. »Die anderen deudschen Buecher aber / sind dermassen geschaffen / daß sie einztweder gar zu kurtz vnd eingezogen / oder aber ... auch / daß sie nur an einen orth Deudsches landes gerichtet / vnd deswegen nirgent denn daselbst dienstlich sein koennen.« (a.a.O., A3r) Sowohl die klassischen als auch die zeitgenössischen mathematischen Beschreibungen scheinen ihm zu kurz gefaßt und zu sehr auf bestimmte Gebrauchssituationen zugeschnitten. Er möchte seine Feldmeßkunst deshalb so beschreiben, daß sie »an allen oerten in gantzem Deudschlandt / mit nutz kan gebraucht werden / (man messe gleich die Felder mit Ruthen / Ellen / Klafftern / oder wie es jimmer mehr Namen haben mag/)«. (A4v)

Gemäß seiner drei Prinzipien bemüht er sich um Gemeinverständlichkeit, benutzt deshalb die deutsche Sprache und setzt möglichst wenig Wissen beim Leser voraus, so daß »ein jedermann sich gnugsames berichts darin erholen kan / vnd wegen der kuertze oder schwere / niemandts leichtlich« abgeschreckt wird. Insbesondere hofft er, daß sein Text »an jhm selbst so deutlich vnd klar« geschrieben ist, daß »auch ein jeder / so mit dem rechnen ein wenig genebet / sich dessen mit nutz gebrauche(n) wird koennen«. (Ebd.) Klarheit definiert er an anderer Stelle als »widerspruchsfreie Beweisführung« »gewisse vnnwidersprechliche demonstrationes«. (A3r) Sie soll mit dazu beitragen, daß die Leser

ohne die Zuhilfenahme weiterer Informationsquellen, nur unter Benutzung seines Buches, einen ›Bericht‹ von der Feldmeßkunst erhalten.

Wenn man den Überlegungen dieses Schulbuchautors folgt, so erhält man einen ersten Eindruck davon, welche tiefgreifenden Veränderungen im Erwerb, der Speicherung und der Präsentation von Informationen erforderlich werden, wenn man sich an den Dimensionen eines nationalen Kommunikationssystems orientiert. Die von ihm erwähnten Kriterien für die typographische Informationsdarstellung: Gültigkeit für jedermann, an allen Orten und zu jeder Zeit sowie Widerspruchsfreiheit, decken sich mit den Regeln ›wahren Beschreibens‹, die bis heute in Geltung geblieben sind. Ihre Verbreitung – weit über den Kreis einiger Fachgelehrter hinaus – im alltäglichen Leben ist eine Folge der Verknüpfung der typographischen Technologie mit dem nationalen Gedanken. Diese These wird im Kapitel 6 wieder aufgenommen.

Legitimation kommunikativen Handelns durch Verfahren

Mit der allgemeinen Forderung, dem Gemeinnutz des Vaterlandes zu dienen, war noch nicht festgelegt, auf welche Weise dies geschehen kann. Für die potentiellen Autoren stellte sich die Frage, welche Informationen der Nation am meisten nützen konnten. Allgemein ließ sich antworten: solche, die zu gesellschaftlich nützlichem Handeln und Erleben anzuleiten vermögen. Welche dies nun sind, bleibt eine empirische Frage, die erst im sozialen Alltag beantwortet wird. Sie läßt sich nur im nachhinein, lange nachdem die Informationen in den Speicher eingegeben und verwendet wurden, entscheiden. Natürlich entwickeln die Menschen trotzdem immer wieder Ideen darüber, welche Informationen das Vaterland am meisten braucht. Die Mediziner weisen die Arznei als diejenige Kunst nach, ohne die kein Land existieren kann, die Geometer die Kunst des Feldmessens, die Maler die Perspektivlehre, die Baumeister die Architektur und selbst die ›Dichter‹ belegen, daß ihre ›kurzweiligen Materialien‹ zum höchsten Nutzen des Vaterlandes dienen.

Solche »inhaltlichen Legitimationen« und deren Kritik sind sicherlich auch eine »nützliche Veranstaltung« und gewähren eine gewisse Handlungsorientierung. Wichtiger freilich dürfte gewesen sein, daß sich bestimmte formale Prinzipien herausbildeten, die als notwendige – wenn auch nicht hinreichende – Bedingungen dafür galten, daß irgendwelche Informationen der Wohlfahrt der sozialen Gemeinschaft dienen konnten.

Die oberste Bedingung lautete, daß diese Informationen ausgedruckt werden müssen. Nur wenn sie durch die den neuen Medien zugeschriebene Kraft »veröffentlicht« wurden, konnten sie im Verständnis der Zeit tatsächlich der Allgemeinheit nutzen. Durch diese Koppelung an die typographische Technik bekamen auch die anderen Eintrittsbedingungen für den Speicher: Adressierung, Neuheit, Anschluß an andere typographische Informationen bzw. Autoren, Einfluß auf die Bestimmung des sozialen Nutzens von Informationen. (Vgl. 5.4) »Neue Zeitungen« erschienen für das Gemeinwohl als wichtiger als alte Nachrichten. Kann ein Beitrag an eine schon im typographischen Medium geführte Diskussion anknüpfen, so befindet er sich im Vorteil. Bücher ohne klaren Aufbau und Titelei begründen ebenfalls Zweifel an ihrem sozialen Nutzen.

Die ausgedruckten Informationen unterteilte man nach und nach in Typen: wissenschaftliche, religiöse, politische, ästhetische und andere Gattungen. Die Typologie scheint sich im wesentlichen aus den unterschiedlichen Verfahren abzuleiten, mit denen diese Informationen gewonnen und dargestellt werden. Über diese Verfahren erarbeitet man Normvorstellungen, die allerdings für die einzelnen Gattungen ganz unterschiedlich genau kodifiziert werden.⁶⁴ Als legitimiert gelten Beiträge dann, wenn sie nach den genormten Verfahren zustande gekommen sind. Es handelt sich also um eine Form der »Legitimation durch Verfahren«.⁶⁵ Am Beispiel der wissenschaftlichen Fachprosa soll im nächsten Kapitel auf eine solche Verfahrensnorm ausführlicher eingegangen werden.

Man kann noch anmerken, daß die Autoren ihre Arbeit keineswegs nur in das Gesellschaftssystem einordnen und es damit sozialpolitisch zu legitimieren suchen. Weiterhin werden auch

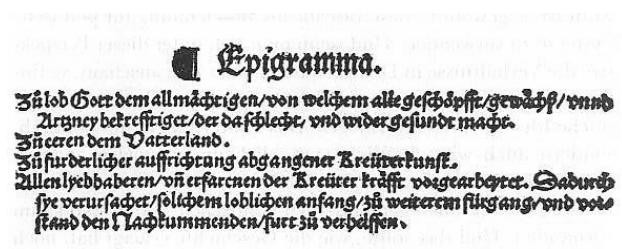


Abb. 40: Figuren der Legitimation typographischer Datenkommunikation: die »Epigramma« des O. Brunfels (1532)

Bücher zum Lob Gottes geschrieben und gedruckt. Manchen Schriftstellern ist die Anerkennung durch ausgewählte Freunde wichtiger als der soziale Ruhm. Schließlich konnte man, wie es Otto Brunfels 1532 vormachte, sein Werk mehrfach rechtfertigen und damit jedermann vor Augen stellen, wie vielfältig die Möglichkeiten der Selbstbeschreibung von Autoren und Werken sind. (Vgl. Abb.40) Ganz gleich, welche Legitimationen man wählte, sobald der Name des Autors auf dem Druckwerk erschien, sprang der Anspruch auf Ewigkeit, den das soziale System erhob, auch auf den Verfasser über. Seinen Namen unvergeßlich zu machen, dieses Ideal dürfte für die wenigsten Menschen in alter Zeit eine Perspektive gewesen sein. Nun erschien sie jedem greifbar, der sich als Autor gedruckter Werke betätigte. Dies ist ein unmittelbarer Ausfluß der sozialen Bilder, mit denen die neue Informations- und Kommunikationstechnologie beschrieben wurde.

Die Nation als utopische Realität

Aus der historischen Entfernung mag man sich wundern, wieso die Idee der deutschen Nation oder des deutschen Vaterlands für die Autoren und Leser des 15. und 16. Jahrhunderts eine solche identitätsstiftende und legitimierende Kraft gewinnen konnte.

Man ist es gewohnt, diese Begriffe als Bezeichnung für politische Systeme zu verwenden. Und wenn man sich unter dieser Perspektive die Verhältnisse in Deutschland in jener Zeit anschaut, so findet man wenig materielle Strukturen, die den Glauben an eine solche Idee zu stützen vermögen. Das Land ist nicht nur politisch, sondern auch wirtschaftlich, sprachlich und in vielen anderen Hinsichten in heterogene Parzellen aufgesplittet. Repräsentationsorgane für einen gemeinsamen politischen Willen sind kaum vorhanden. Und das sollte, wie die Geschichte gezeigt hat, noch mehr als 300 Jahre so bleiben.

Die für uns heute empfindliche Diskrepanz zwischen Anspruch und Wirklichkeit darf nicht den Blick darauf verstellen, daß die Idee der nationalen Gemeinschaft zu einer Realität im Bewußtsein der damaligen Zeit geworden war. Sie war nicht weniger real als die etablierten materiellen Strukturen.⁶⁶ Die Utopie erfaßte mehr Menschen als jedes einzelne Gesetz. Sie besaß die Kraft, Handlungen sozial zu integrieren und beeinflusste die Wertvorstellungen insbesondere im letzten Drittel des 15. und in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts nachhaltig.

In den Köpfen der Menschen ist Europa in Nationen aufgeteilt und der Wettstreit zwischen ihnen setzt mächtige Handlungsmotive frei. Dürer wollte »keiner andern Nation den Preis« vor der eigenen lassen, deshalb strengt er sich an, sein überragendes Wissen unter seine Landsleute zu verteilen.⁶⁷ Daß »*wir uns anderen nationen befeissen fürzu-schreiten*«, ist Heinrich Vogtherrs oberstes Anliegen bei seinen Veröffentlichungen.⁶⁸ W. Ryff ist überzeugt, daß die »deutsche«, was den »*verstand vnd scharpffsinnigkeit*« angeht, »*mit allen frembden Nationen wol verglichen werden kann*«. ⁶⁹ Um sich seinem »*gemeinen Vaterlandt Teutscher Nation dankbar zu erzeugen*«, setzt er sich in seiner Freizeit hin und übersetzt und kommentiert – als Mediziner – die »Architektur« des Vitruv. Damit will er »*weitere anreizung ... geben / anderen fuerdermus gemeins Vatterlands*« zu veröffentlichen. »*Damit diser mangel [an architektonischem Wissen] bey uns teutschen nit allein gantz auffgeha[o]ben sonder wir in disem fal ... andere Nation weit vbertreffen moechten*.« (Ebd. A3b)

Die »Treue« zur Nation bringt nicht nur Werke hervor, sie soll auch andere »reizen«, diese Werke zu korrigieren. »*Ja jch wil jedermenniglich bitte(n)*«, schreibt J. Agricola 1528 in seiner Sprichwörter-

Sammlung, »vmb aller Deutschen ere vn(d) trew willen / Es wolle zu disem wercke helffen wer da koenne«! (Vgl. auch Kap. 2.8.)

Auch über die Psyche der Nation entwickeln sich langsam feste Vorstellungen. So beschreibt Dürer etwa das »Gemüt« der deutschen Nation und grenzt es von jenem anderer Nationen ab.⁷⁰ Solche Vergleiche geben auch Anlaß zu durchaus kritischen Bemerkungen über die Moral der eigenen Landsleute. »Vnser hertz erschrickt wen(n) wir hoeren«, kommentiert de Bry die von ihm herausgegebene Sammlung von Reiseschilderungen in die Neue Welt, »daß jene blinde Leuth [in Amerika] den Teuffel anbette(n). Aber was sehen wir den Splitter in jren Auge(n) / aber unter dessen werden wir deß Balckens in vnsern Augen nit gewar?«⁷¹ Der »Geiz der Spanier« ist ein solcher Balken. Die »blinden Indianer« haben europäische Schwächen besser als jene bemerkt, schreibt de Bry. So hoben sie einmal »ein stück Gold« hoch und riefen dabei: »Sibe der Christen Gott«! Es sei zwar ein »schändlicher Handel, daß die Christen solche Lehrmeister haben müssen«, aber die in seinem Buch versammelten Geschichten über das »greuliche und tyrranische« Verhalten der Spanier gegenüber »den armen Indianern« zeigten, daß die »Christenleute« gelegentlich einen solchen Lehrmeister brauchten.

De Bry versäumte es in seiner 1594 gedruckten, aber wohl eher geschriebenen Vorrede nicht, vor falsch verstandenem Nationalismus zu warnen. »Aber«, schreibt er, »doch damit nit jemand dieses [Verhalten der Konquistadores] dem Spanischen Voick zur vnehr vn(d) schwacheit vffhebe / betrachte ein jeder bey jm selbs / was ander Leut in andern Natione(n) thun. Begeben wir nit täglich der gleichen stuecke / Wein vnd frucht kaufen wir auf / / steckens in unser Keller vn(d) Schwer / auff dz wir die Armen hungers noth vnd theuwerer zeit vffahrnen / wir rauben vnsern Bruedern jr Gut / vnd erschoeppen sie gantzlich mit Betrug / Wucher vn(d) Finantz. Wir erwuerge(n) einander taeglich durch Ehrsucht vn(d) Geitz verzucket / vn(d) hat vnser begierlichkeit vn(d) greulichkeit kein maß noch ziel. Derwegen wir nit so schnell lauffend seyn sollen die Spanier zuschelte(n) / sonder vns zuvor selbs wol prüfen/ ob wir besser seyen / weder sie / den(n) ich viel vnter den Spaniern kenne / Gottsfoerchtige vnd from(m)e Maenner / nit weniger als in einiger andern Nation / welches ich ohn jemens Nachtheil wil gemeldt haben. So die Spanier etwan in India greuwlich / grausamlich / rauberisch vnd vnbillicher weiß gehandelt haben / das muß man nit der Nation

zu rechnen / sonder der Licentz so den Kriegsleuten vbersehen vn(d) nachgelassen wirt / welche bey andern Nationen ja so wild vnd vngezæhm gefunden wirt. Den(n) wer weiß nit / wie greuwlich gehandelt haben / vnd noch taeglich handeln die Frantzosen / Teutschen / Waalen vnd andere beynah in allen Zuegen vnd Kriegen? Wer wollte aber so ein ungerechter Urtheiler seyn / vnd solchs einer gantze(n) Nation zumessen?» (Ebd.) Es handelt sich hier schon um ein bemerkenswert ausgefeiltes Konzept von Nationen. Ihre Mitglieder erscheinen als (funktionale) Respezifikationen einer systemischen Einheit. De Bry unterscheidet die einzelne Person, die Rollen (Kriegsleute) und schließlich das nationale System. Auch diesem wird Charakter zugeschrieben. Nicht nur die Menschen oder Menschengruppen können handeln und erleben, auch der Nation selbst wird diese Möglichkeit »zugerechnet«.

Verständlich wird dieser rasche Aufstieg des Nationalbewußtseins vielleicht, wenn man sich das Vakuum, was sinnstiftende soziale Modelle anbelangt, vor Augen führt, das bei Fehlen dieses Konzeptes in jener Zeit geherrscht hätte. Die Papstkirche war als politische Macht verhaßt und die Städte setzten dem sozialpolitischen Handeln zu enge Grenzen. Gestützt wurden die vergleichsweise groß dimensionierten Modelle der Nationen durch die marktwirtschaftliche und auch durch die typographische Technologie. Diese Medien fördern Systembildungen, deren Komplexität und Ausdehnung einerseits größer als jene der Städte oder ähnlicher Herrschaftsbereiche sind und die andererseits geringer ausgelegt sind als jene des (ehemaligen) Machtbereichs der katholischen Kirche.

Ein weiterer Gedanke mag noch hinzugefügt werden, um die Schere zwischen Ideal und politischer Wirklichkeit, die sich im Kopf des Betrachters auftut, zu schließen. Im Stadium der Genese sozialer Systeme ist eine solche Diskrepanz in keiner Weise außergewöhnlich. Zunächst ist weniger der Erhalt als vielmehr die Schaffung dieser Gebilde die Zielvorstellung der beteiligten Individuen. Ihr Handeln wird anfangs nahezu ausschließlich durch die Idee integriert – und erst das so integrierte Handeln vermag die institutionellen Realitäten zu schaffen, die dann den Ideen wiederum einen materiellen Halt zu geben vermögen. Die gemeinschaftsbildende Vorstellung wird erst in einem längeren histori-

sehen Prozeß von der Utopie zu einer auch das praktische Handeln der Gemeinschaft mehr oder weniger gut abbildenden Beschreibung.

Fakt bleibt, daß die Utopie des deutschen Vaterlandes gerade für die Autoren und Drucker handlungsleitend und orientierungsrelevant gewesen ist. Tatsache ist weiterhin, daß diese Utopie die Schaffung der skizzierten großräumigen und demokratischen typographischen Informations- und Kommunikationssysteme beflügelt hat.

Im mittelalterlichen China verknüpfen sich demgegenüber vergleichbare gesellschaftspolitische Ideen nicht mit der Druckkunst. Sie blieb im Reich der Mitte Erfüllungsgehilfe religiöser und administrativer Interessen. Dies verhinderte einen dichteren Ausbau der Netze und die Schaffung einer größeren Anzahl von Schnittstellen. In den meisten Entwicklungsländern, insbesondere in Afrika, konnten die typographischen Kommunikationssysteme ebenfalls nur selten und dann nur partiell mit nationalen Ideen aufgeladen werden. Die Informationstechnologien und damit auch die von ihnen geforderten Qualifikationen: Schreiben und Lesen, wurden und werden eher »fremden« Sozialsystemen zugeschrieben. Die angestammten oralen Kommunikationssysteme schließen sich mit den typographischen nur unvollkommen zusammen, so daß Rückkopplungskreise kaum entstehen. In beiden Netztypen verwendet man unterschiedliche Sprachen. Hier liegen tiefere Gründe für das Scheitern muttersprachlicher Alphabetisierungskampagnen und für den allenthalben beklagten Verlust kultureller Identität im Zuge der Technisierung der Kommunikation.⁷² Wie stark die Konzepte typographischer Vernetzung und nationaler Identität auf eine Rückendeckung untereinander angewiesen sind, zeigt sich auch, wenn man sich den Problemen der Kodierung der typographischen Informationen, den Sprachen, zuwendet. (Vgl. Abschnitt 5.7)

Die typographische Vernetzung
der gesellschaftlichen Kommunikation
zum gemeinen Nutzen der
deutschen Nation (1520 -1555):
Dimensionen der neuen Medien und Systeme

Überblick

Während im vorigen Kapitel die widersprüchliche Genese der typographischen Kommunikationssysteme beleuchtet wurde, sollen nun die Dimensionen der entwickelten Medien und Systeme beschrieben werden. Vom Standpunkt des 20. Jahrhunderts aus betrachtet, kann man natürlich auch die Zeit von etwa 1520 bis zur Etablierung der Territorialherrschaften nach dem Augsburger Religionsfrieden (1555), auf deren Zeugnisse in diesem Kapitel überwiegend zurückgegriffen wird, als eine frühe Entwicklungsstufe der Druckmedien bewerten. Wichtiger scheint mir aber zu sein, daß sich in dieser Etappe die neuen Kommunikationsformen zu einem System mit eigener Identität und Autonomie zusammenschließen. Die typographischen Medien wurden unumkehrbar an die marktwirtschaftlichen Handelsnetze adaptiert. (5.1) Es etablieren sich jene Strukturen des Kommunikationssystems, die bis in die Gegenwart hinein Geltung behalten. (5.2) Die Bewegungsgesetze der typographischen Kommunikation emanzipieren sich von jenen anderer Kommunikationsformen. (5.3) Deutlich lassen sich spezifische Normen und Programme des typographischen Informationskreislaufs ausmachen, die ebenfalls in der Folgezeit nur noch modifiziert werden. (5.4) Die Stabilisierung der politischen Verhältnisse in Deutschland nach dem Ende des Schmalkaldischen Krieges (1544-47) schuf feste Rahmenbedingungen für die Begrenzung der typographischen Netze und für die Steuerung des Informationsflusses. In den Grundzügen stellte sich das bis heute in unserem Land typische Verhältnis zwischen dem

politischen und dem typographischen System her. (5.5) Die Tatsache der Abrundung der neuen Systeme und ihrer Identitätsfindung läßt sich auch aus den Reflexionen der Zeitgenossen herauslesen. (5.6) Die Modelle dezentraler kommunikativer Vernetzung und eines Informationsspeichers mit praktisch unbegrenzt vielen Anschlußstellen, die nicht nach Status oder Rolle geöffnet oder geschlossen werden, haben im Kampf um die Gunst der Gesellschaft gegenüber den zentralistischen Modellen des skriptographischen Zeitalters obsiegt. Dies bedeutet auf der anderen Seite, daß Ideale der face-to-face-Kommunikation und der gesteuerten Informationsproduktion und -verteilung, wie sie für die skriptographischen Netze typisch sind, im gesellschaftlichen Bewußtsein abgewertet wurden. Dieser Rückstufungsprozeß vollzieht sich weitgehend hinter dem Rücken der Betroffenen.

Unübersehbaren Ausdruck findet die soziale Prämierung von Buchdruck und -handel, die ja schon für die Schaffenszeit Gutenbergs typisch gewesen ist, in der Aufwertung des »gemein deutsch« und in der gleichzeitigen Strafung der anderen Sprachen mit Nichtachtung oder sogar mit Repressionsmaßnahmen. Nicht nur die typographische Kommunikation und die typographisch gespeicherten Informationen werden gegenüber anderen Mitteilungsformen und Informationstypen bevorzugt, auch der Kode, der für die neue Technologie geschaffen wird, erhält eine Sonderstellung unter den vielen Sprachen, die wir aus dem Mittelalter kennen. Er wird zu einem Symbol, man kann auch sagen, zu einem Totem der neuen, nationalen Gesellschaft – oder zumindest der Utopien über dieselbe. (5.7)

Wie bei jedem Herangehen, welches historische mit systematischen Gesichtspunkten verknüpft, sind Wiederholungen kaum zu vermeiden: Die gleichen Phänomene werden unter verschiedenen Gesichtspunkten beschrieben. Im vorigen Abschnitt ging es um die genetische Problematik, den Aufweis von Strukturen, die bei der Interpretation der neuen Informations- und Kommunikationstechnologie auftauchen. In diesem Abschnitt wird die Zeit angehalten und das Phänomen »Buchdruck und -handel« als ein Kommunikations- und Informationssystem beschrieben. Die systemtheoretischen Grundlagen dieser Beschreibung wurden im Abschnitt 1.3 skizziert.

Das Handelsnetz als Medium der typographischen Kommunikation

Im Gegensatz zu älteren Formen des sogenannten »Naturaltauschs«, bei dem Waren überwiegend gegen Waren getauscht werden, ist für das moderne kapitalistische System der Tausch Ware gegen Geld typisch. Der Markt erscheint als ein Medium mit zwei Typen von Ein- und Ausgängen. Der Verkäufer gibt auf der einen Seite Waren ein, die der Käufer auf der anderen Seite entgegennehmen kann und er erhält dafür als Rückkopplung das Geld, welches der Käufer eingegeben hat. (Vgl. Abb. 41)

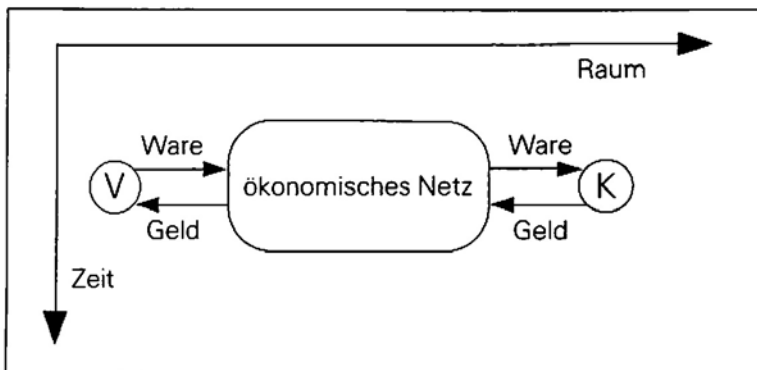


Abb. 41: Rückkopplungsprozesse im ökonomischen System

Wieviel man für einzelne Waren erzielen kann bzw. bezahlen muß, hängt nicht nur von den Kosten der Rohstoffe und der hineinsteckten Arbeitskraft, sondern auch von dem Angebot gleicher Waren und der gerade herrschenden Nachfrage ab. Je größer der Markt und je mehr Waren vorhanden sind, um so stärker kann sich dieser Regulationsmechanismus durchsetzen, um so mehr bestimmt die Konkurrenz, die wechselseitige Orientierung der Verkäufer aneinander und an den Käufer – sowie umgekehrt – das Geschehen. Wenn etwa der Speicherraum des Mediums Markt überlastet ist, wird der Zugang zu den Waren erleichtert.

Diese Überlegungen zeigen schon, daß der Markt kein »einfaches«, elementares Kommunikationsmedium ist. Es läßt sich nicht mehr als ein opakes Element, eine einfache Verbindungsleitung, sondern nur noch als ein komplexes selbstregulierendes System begreifen. Als Elemente erscheinen ganze »Schichten« von Verlegern, Buchführern, Krämern und anderen. Und diese bilden unter- und miteinander wiederum komplexe soziale Systeme. Man schließt sich zu Zünften zusammen und trifft sich auf Messen. Um den Vertrieb der Bücher zu organisieren, werden zwischen den Schichten mehr oder weniger institutionalisierte Kontakte hergestellt. Alle diese Systeme sind auf zum Teil recht unterschiedliche Medien angewiesen: Die Verknüpfung der verschiedenen Verlage und Händler etwa ist nur über Medien wie »ausgebaute Verkehrswege« plus »Fahrzeuge« plus »Buchführer« denkbar. Jedenfalls muß man eine komplexe mediale Infrastruktur, die aus natürlichen, technischen, psychischen und sozialen Komponenten besteht, mitdenken, wenn man von dem Markt als von einem kommunikativen Netz spricht. Differenzierte Analysen werden das typographische Netz als eine Kopplung einer Vielzahl von verschiedenen Arten von Kommunikationssystemen erweisen. Eine solche Detaillierung darf aber nicht den Blick darauf verstellen, daß alle diese Elemente faktisch zu einer Einheit, eben dem Markt, zusammengeschlossen sind. Nur wenn man von diesem übergreifenden System ausgeht, läßt sich das Ineinandergreifen der Leistungen der vielfältigen Elemente oder Teilsysteme verstellen, welches schließlich eine Informationsvermittlung zwischen dem Autor und dem Käufer ermöglicht.

Die Zahl der künstlichen Elemente, Fahrzeuge, gebahnte Wege, Bücher, Bibliotheken u. a., in den typographischen Netzen ist zwar erheblich größer als in den oralen und skriptographischen Netzen, trotzdem kann man auch das typographische Medium nur bedingt als ein technisiertes Kommunikationsmedium ansprechen. Im wesentlichen übernehmen Menschen und soziale Organisationen – unterstützt durch vielfältige Techniken – noch die Vermittlungsaufgaben. Allein die Speicherkapazitäten sind durch die Bücher hochgradig technisiert. Eine neue Stufe des synthetischen Aufbaus der Kommunikationsmedien bringt die »Verkabelung« der Informationssysteme und die Kodierung von Informationen in elektri-

schen Impulsen. Die Strukturen dieser »elektronischen« Netze werden vermutlich stärker von den Möglichkeiten der technischen Apparaturen als von jenen sozialer Organisation bestimmt. Der Markt ist demgegenüber noch entschieden der Logik wirtschaftlichen und damit sozialen Handelns unterworfen.

So wie in alten Wirtschaftssystemen die unterschiedlichsten Dinge gegeneinander getauscht werden konnten, so lassen sich nach der Durchsetzung der Marktwirtschaft auch immer mehr Dinge gegen Geld eintauschen. Sie werden zu Waren in einem neuen Sinn. Ihr Wert läßt sich in Geld ausdrücken. Nicht nur die menschliche Arbeitskraft, sondern auch das menschliche Wissen wird in diesem Sinne zu einer Ware. Und der Zugang zu den Informationen regelt sich nach den gleichen Prinzipien wie jener zu den übrigen Waren: Tausch der Waren gegen Geld. Gedruckte Informationen unterscheiden sich in dieser Hinsicht nicht von anderen Waren, den Geschützrohren, den Nägeln oder den Kräutern aus der Apotheke. Der Kauf des Buchs gibt die Berechtigung zur Nutzung der Information – wenn dem nicht ausdrücklich andere soziale Normen entgegen gesetzt werden. (Vgl. Abschn. 6.5)

Man kann in dieser Umstellung eine Demokratisierung sehen. Zumindest werden die Zugangsvoraussetzungen zu der Information auf ein Kriterium hin vereinfacht. Sozialer Status wirkt nicht mehr direkt, sondern nur noch vermittelt über die Finanzkraft als Filter für die Verbreitung (typographischer) Informationen. Daß diese Finanzkraft auch weiterhin ungleich und noch lange Zeit entsprechend alter sozialer Strukturen verteilt bleibt, ändert an der Tatsache der Einführung eines neuen Universalschlüssels für typographisch aufbereitete Informationen nichts.

Als Bedingung der Möglichkeit dieser neuen Zirkulationsform erscheint eine neue Weise der Produktion, die maschinelle Waren- und eben auch Buchproduktion. Das neue Verteilungsmedium nimmt mit Vorliebe »Massenware«, in Serie gefertigte identische Exemplare einer »Warenart« entgegen. So gesehen ist die Druckmaschine eine notwendige Voraussetzung dafür, daß auch Informationen die gleiche Chance auf dem Markt erhalten wie Nägel, Papier oder andere Artikel. Der Informationsindustrie kommt in dieser Hinsicht sogar eine gewisse Sonderstellung zu. Früher und perfekter als in anderen Gewerbezweigen hat sich hier die maschi-

nelle Serienproduktion durchgesetzt. Bücher werden als die »ersten Massenartikel« für den »Massenmarkt« beschrieben.¹ Als rentabel erweist sich vom Standpunkt der neuen Ökonomie nur die massenhafte Produktion und Verbreitung von Waren. Dies hat in der frühen Neuzeit natürlich die Ausweitung des Betriebsnetzes stimuliert. Andererseits ermöglicht die Ausweitung des Marktes wiederum die Ausdehnung der Produktion und verbessert die Chancen für den Absatz. Diesen Aufschaukelungseffekt kann man auch bei der Buchproduktion beobachten: Je besser der Buchhandel organisiert wird, um so mehr Waren kann er aufnehmen und verbreiten. Deshalb wächst die Zahl der Druckereien und dies führt wiederum zu einer komplexeren Infrastruktur des Handels. Je mehr Verleger, Großhändler, Transportunternehmer, Zwischenhändler, Kaufleute und Krämer in den Markt einbezogen werden, um so weniger werden die möglichen Vertriebsbahnen und die Käufer für den Produzenten überschaubar. Für alle Produzenten, nicht nur für die Drucker, entsteht ein anonymes Publikum.

Die mittelalterliche Wirtschaftsorganisation war demgegenüber darauf hinausgelaufen, Produktion und Zirkulation unter Kontrolle zu halten, unter der Aufsicht irgendeiner Institution oder von deren Repräsentanten.²

Das neue Wirtschaftssystem kann nicht mehr wie noch die mittelalterliche Stadt durch Rat und Zünfte dirigiert werden. Niemand hat es mehr in der Hand zu kontrollieren, welche Waren, Informationen oder Geschützrohre, produziert und an wen sie verteilt werden. Das neuzeitliche marktwirtschaftliche Netz wird nicht mehr wie eine große Institution organisiert. Eher schon kann man davon sprechen, daß dieses System Institutionen untereinander verknüpft. So tauchen etwa als Produzenten nicht nur einzelne Personen, ein Handwerker und dessen technische Medien, die Werkstatt, sondern komplexe Organisationen, Manufakturen und Verlagssysteme auf. Ebenso treten als Käufer neben den Privatpersonen auch soziale Organisationen, z.B. der Karthäuser Orden, der Hof eines Herrschers, ein Großhandelskaufhaus oder andere Manufakturen auf.

In dem neuen Kommunikationssystem sind die Institutionen mit anderen Worten nur abhängige Elemente.

Bei dieser Schilderung darf man nicht vergessen, daß neben dem Markt auch noch andere Wirtschaftsmedien in Gebrauch bleiben. Weiterhin gibt es Formen des Naturaltauschs und längst nicht alle Produzenten werden zu Herstellern von Massenwaren. Und ähnlich verhält es sich auch mit den Kommunikationsmedien: Weiterhin gibt es auch orale Netze und in den Institutionen bleiben viele Kommunikationsstrukturen unbeeinflußt von den typographischen Medien. So wie aber Massenproduktion und Tauschhandel über kurz oder lang in den europäischen Ländern zur bestehenden Wirtschaftsform erklärt werden, so gewinnt auch die typographische Kommunikation eine herausragende Bedeutung. Mit ihren Mitteln werden die nationalen Kommunikationsgemeinschaften geschaffen und der Kode, der für ihre Netze entwickelt wurde, die verschiedenen Standardschriftsprachen, beeinflußt die Kodierungen in anderen, skriptographisch oder oral vermittelten Kommunikationssystemen tiefgreifend.

Das neue marktwirtschaftliche Medium zeichnet sich durch eine nahezu unbegrenzte räumliche Transport- und zeitliche Speicherfähigkeit vor anderen ökonomischen Medien aus. Außerdem ist die Zahl der möglichen Ein- und Ausgabestellen an dieses Netz praktisch unbegrenzt. Jeder, der Ware oder Geld besitzt, kann einbezogen werden. Und da schrittweise alles zur Ware wird, können potentiell alle Bewohner der Erde und viele technische und natürliche Elemente integriert werden: Die Menschen als Käufer oder Verkäufer von Waren, als Zwischenhändler und Produzenten; die natürlichen und technischen Elemente der Welt als Waren, Produktions- oder Verkehrsmittel.

Das neue Vermittlungsmedium tendiert von vornherein zu einer globalen Ausdehnung, zur Schaffung eines Welthandelsnetzes.³ Dieser universelle Anspruch verschafft dem Tauschhandel eine Spitzenstellung unter den vielfältigen anderen ökonomischen Vermittlungsformen.

Auf Dauer wird etwa die Haushaltsökonomie, die Verteilung von Gütern und Dienstleistungen in den Familien, zu einer ›Schattenwirtschaft‹. Sie steht so sehr im Schatten des über Geld abgewickelten Tauschs, daß sie statistisch kaum mehr erfaßt und vom öffentlichen Bewußtsein selten wahrgenommen wird.

Diese Prämierung überträgt sich auch auf die kommunikativen

Verhältnisse. Das typographische Medium als eine funktionale Spezifizierung des ökonomischen Netzes gewinnt einen ähnlich universalen Anspruch und wird von der Gesellschaft anderen Kommunikationsmedien vorgezogen. Weltweite Verbreitung von Information, ewige Speicherung von Wissen und die Möglichkeit, jeden zu erreichen, wird hinfort als Leistung vorzüglich der typographischen Medien angesehen. (Vgl. Kap. 2.6) Die oralen und skriptographischen Netze haben auf diesen Parametern geringere Kapazitäten und veralten im Laufe der Zeit.

Die Menschen in der frühen Neuzeit begannen natürlich erst langsam, die Möglichkeiten der neuen Austauschbeziehungen zu nutzen und etwa durch die Entdeckungsfahrten weltweite Netze herzustellen.

Inwieweit die Implikationen dieses neuen Vernetzungsmodus in jener Zeit bedacht wurden, bedarf eingehender Untersuchungen, die hier nicht angestellt werden können.⁴

Vieles spricht aber dafür, daß man die erdumspannenden Vernetzungsmöglichkeiten, die sich am Horizont abzeichneten, wenn man sie denn überhaupt bemerkte, als überkomplex erlebte. Jedenfalls segmentierte man die neuen internationalen Handelsbeziehungen in Netze mit einer begrenzten territorialen Ausdehnung.

Über die Prinzipien, nach denen diese interne Differenzierung vorstatten ging, gab und gibt es anhaltende Diskussionen. Einstimmigkeit besteht aber darin, daß hier keinesfalls nur wirtschaftliche Größen eine Rolle spielten. Die Teilung erfolgte vielmehr aufgrund außerökonomischer, politischer, geographischer, ethnischer, dynastischer und einer Vielzahl weiterer Faktoren. Gut bekannt ist eigentlich nur das Ergebnis dieser Entwicklung, die Aufteilung der »Welt« in mehr oder weniger stark voneinander abgegrenzte »Gesellschaften«, »Staaten«, »Länder« oder »Nationen«. Die Vielfalt der Bezeichnungen spiegelt die Vielfalt der Konstitutionsaspekte wider, die in den Vordergrund geschoben werden sollen und können. Diese neuen Einheiten stehen in einem deutlichen Kontrast zu jenen des Mittelalters. Es ist nicht mehr das »heilige Reich« der Christen, welches sich von den »Reichen« der Heiden ebenso abgrenzen mußte, wie sich die vielfältigen Reiche anderer Religionen ihrerseits gegenüber den ungläubigen Christen ab-

grenzten, sondern die Welt ist nunmehr – zumindest in Europa – in Nationen geteilt. Zwischen diesen müssen Grenzen erhalten und Machtansprüche ausgehandelt werden. So gesehen findet in der frühen Neuzeit im vollen Sinne des Wortes eine Neuaufteilung der Welt statt.

Die neuen Phänomene, die Nationen, können ebenso wie die älteren »Reiche« unter vielfältigen Perspektiven: religiösen, politischen, ethnischen und anderen betrachtet werden. Sie lassen sich auch als Kommunikations- und als Informationssysteme auffassen – und beides hat schon die frühe Neuzeit getan.

**»Im Truck in die Gemein geben«
Die Tektonik typographischer Kommunikation**

Wie schon im Abschnitt 1.3 ausgeführt, erfordert Kommunikation im einfachsten Fall zwei Prozessoren und ein Medium. Die Prozessoren bezeichnet man dann normalerweise als Sender und als Empfänger. Von einem strikten informationstheoretischen Standpunkt aus betrachtet, kann man von typographischer Kommunikation dann sprechen, wenn ein Typographieum als Sender über den Markt als Kommunikationsmedium mit den Käufern als Empfänger der ausgedruckten Texte verknüpft ist.

Für die in diesem Buch angestrebte kulturhistorische Analyse empfiehlt sich eine stärkere Anthropozentrierung: Als Ausgangspunkt der typographischen Kommunikation soll der Mensch, der Autor oder Verfasser eines Textes, gewählt werden, der dann über das skriptographische Medium mit der Druckerei verbunden ist. Letztere erhält bei diesem Herangehen die Funktion eines Verstärkers. Diese Sequenzierung ist zwar willkürlich, aber sie steht in bester humanistischer Tradition.

Die fünf in diesem Sinne konstitutiven Elemente typographischer Kommunikation und deren Beziehung stellt die *Abb. 42* dar. Auf die Relationierungen, die zusätzlich erforderlich werden, damit es zur Bildung von Rückkopplungskreisen und damit von Kommunikationssystemen kommen kann, geht der nächste Abschnitt (5.3) ein. Zunächst soll die eigentümliche Komplexität der typographischen Communicatio kurz erläutert werden.

**Grundelemente und Strukturen
der Kommunikationssysteme**

Als Autoren werden diejenigen informationsverarbeitenden Systeme bezeichnet, die über ihre Sinnesorgane Informationen aufnehmen und diese zu Manuskripten verarbeiten, die dann von den Druckereien aufgenommen werden. Erst durch Herstellung einer Beziehung zu Verlegern und/oder Buchdruckern können die

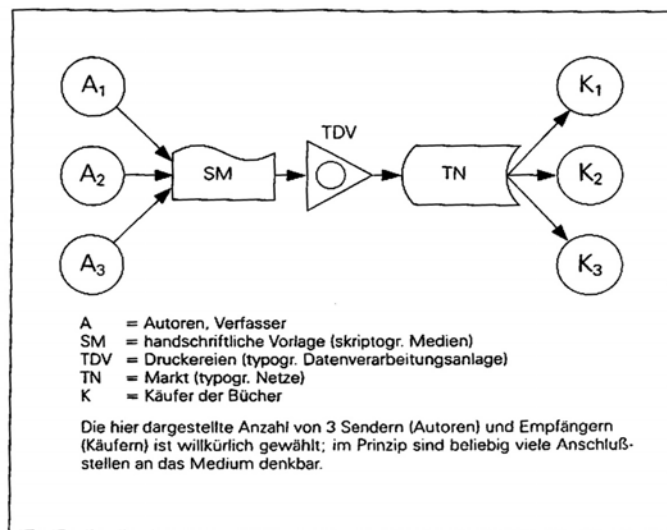


Abb. 42: Grundelemente typographischer Kommunikation

»Schreiber« also zu Autoren und damit zu Elementen eines neuen Kommunikationssystems werden.

Die Druckereien gehören als Vorverstärker des typographischen Mediums zu den notwendigen Bestandteilen des Systems. Das typographische Netz besitzt eine in vielerlei Hinsicht kompliziertere Struktur als etwa die Luft, die bei den Gesprächen von Angesicht zu Angesicht als Übertragungsmedium dient. Es ist auch komplizierter als das System von Boten, welches in allen Gesellschaften eingesetzt wird, um Nachrichten zwischen räumlich getrennten Kommunikationspartnern zu vermitteln. Will man Informationen in dieses Medium eingehen, so sind entsprechend komplexe Eingabevorrichtungen erforderlich. In der face-to-face-Kommunikation kann der Sprecher/Sender das Medium, die Luft, durch seine Stimmbänder in Schwingungen versetzen. Damit ein beliebiger Sender das typographische Netz zum Schwingen bringen kann, reichen die natürlichen menschlichen Organe nicht aus. Sie müssen verstärkt werden und diese Verstär-

kerfunktion übernimmt das Typographeum. Es läßt sich selbst als ein hochdifferenziertes informationsverarbeitendes System begreifen. (Vgl. hierzu Kap. 2.5) Die Druckereien nehmen die handschriftlichen Manuskripte auf und kodieren sie – typographisch – um. Es entsteht ein neuer Typus von Daten, ein neues Emergenzniveau von Informationen.

Neben dieser Transformationsleistung erbringt die Druckerei aber noch eine weitere enorme Verstärkerleistung: Die gesetzten Informationsblöcke werden vielfach identisch reproduziert, je nach der Auflagenhöhe können die Informationen nun auf einer Vielzahl von Kanälen zugleich verteilt und an einer Vielzahl von Ausgabestellen zugleich abgegeben werden. Erst durch das Dazwischenschalten der Druckereien wird es den »Autoren« möglich, die »Öffentlichkeit« als Empfänger ins Auge zu fassen.

Früher erfüllten die Kanzleien für die Kommunikation beispielsweise zwischen den Städten ähnliche Funktionen. Sie brachten mündliche oder handschriftliche Informationen in eine Form, die den verschiedenen Verbreitungsmedien der damaligen Zeit (z.B. dem Botenwesen) angemessen war. Auch für die Skriptorien galt, daß sie das Emergenzniveau der Information bestimmten: Die Zahl der Abschriften erhöhte die Möglichkeit der gleichzeitigen Verbreitung von identischen oder, genau gesprochen: von ähnlichen Informationen.

Die Verstärker- und Transformatorenfunktion des Druckes war den Menschen in der frühen Neuzeit vollauf bewußt. »In Truck geben«, »vervielfältigen« und »veröffentlichen« begreift man als synonyme Handlungen. »*In Medium*« – und das meint das typographische Medium – übersetzt Petrus Dasypodius 1536 mit »*sinn Gemeyn*«. ⁵ Was »*inn die Gemeyn gegeben*« wurde, das galt als eine jedermann zugängliche, eben »öffentliche« Information. ⁶ Ob es in den Vorreden der Drucker heißt, man lasse das Buch »*in truck ausgehen*«, »*teile es jedermann gutwillig mit*«, gebe es »*in die Gemein*«, »*communiciere es aller welt*« oder schreibe ein Buch »*zu Nutz der Nation*«, immer ist damit ein Teilprozeß des kommunikativen Kreislaufs gemeint. ⁷ Als notwendiger komplementärer Akt erscheint das »Lesen« im Sinne einer Informationsentnahme aus dem Speicher oder im Sinne des Ankoppelns an einen Autor.

Typographische Kommunikation ist ein Oberbegriff für alle die-

jenigen Prozesse, die die »gemeyn« schaffen: schreiben, das Ausdrücken des Geschriebenen und die Eingabe in das Medium, lesen und wiederum schreiben, vervielfältigen, in das Medium geben usf. »*Communitas*«, das ist bei Dasypodius die »*gemeynschaft*«. Sie erzeugt sich selbst durch Prozesse der Kommunikation, des »in die Gemein geben« und aus derselben nehmen: »*Communio, Communio, Communicas, ich teyl mit / oder mach teyllafftig*«, erläutert Dasypodius. (op. cit.)

Voraussetzung für dieses Konzept und Kernstück der nationalen Kommunikationssysteme ist das typographische Netz, dessen Strukturen im vorigen Abschnitt behandelt wurden. Dieses Netz besitzt zwei Typen von Schnittstellen, auf der einen Seite die Buchführer und Grossisten, auf der anderen Seite die Buchhändler mit ihren Läden. Spätestens im zweiten Drittel des 16. Jahrhunderts war die Anzahl dieser Schnittstellen ins »Unermeßliche« gestiegen. Ähnlich verhält es sich mit den zirkulierenden Informationen.

Für keinen Drucker oder Händler blieb auf Dauer überschaubar, wie viele Bücher an welche Käufer gelangten. Der Käufer wußte nicht, wie oft die von ihm abgerufenen Informationen andere Abnehmer fanden. Selbst Auftragsproduktionen, die oberflächlich betrachtet als kontrollierbar gelten mögen, ließen sich im Prinzip nicht vor Nachdruck und damit vor einer unkontrollierten Vervielfältigung schützen. Alle Elemente des Kommunikationssystems hatten sich auf das Faktum der prinzipiellen »Offenheit« des Netzes einzustellen.

Diese Tatsache droht in der gegenwärtigen Fachdiskussion über die Anzahl der gedruckten Buchtitel, deren Auflagenhöhe und die Verbreitung der Lesefähigkeit innerhalb der Bevölkerung in den Hintergrund zu treten.⁸ Genaue Zahlen über diese Größenverhältnisse lassen sich nicht nur deshalb nicht gewinnen, weil damals nur private oder lokale Statistiken geführt wurden. Selbst wenn man solche Daten hätte, so veränderte sich damit nur, wie das Beispiel der gegenwärtigen Leserforschung zeigt, die Ausgangsbasis für die projektiven Extrapolationen. Die Unsicherheit, die die Annahmen über diese Größen in der frühen Neuzeit in der Sekundärliteratur kennzeichnet, sollte als eine Widerspiegelung der damaligen Verhältnisse verstanden werden. Mit solchen unsi-

chere Angaben über die möglichen Empfänger und über deren Lesefähigkeit mußte sich zuallererst die damalige Zeit auseinandersetzen. Weil sie die Überkomplexität der Strukturen des Netzes und die unüberschaubare Anzahl der Schnittstellen erkannte – oder zumindest erfuhr –, entstand erst das Bedürfnis nach Vereinfachung und die Notwendigkeit, neue Regulationsmechanismen für den typographischen Informationskreislauf zu entwickeln, die sich von jenen der face-to-face- und der mittelalterlichen skriptographischen Kommunikation unterscheiden.

Eine wichtige Idealisierung mit einer in diesem Sinne komplexitäts-reduzierenden Funktion war die Konstruktion des »gemein mans« oder der »Öffentlichkeit«. Beide Kategorien dienen der Bezeichnung der unfassbaren Vielzahl und Vielfältigkeit der Abnehmer der typographischen Information, der Käufer. Natürlich können Drucker und Autoren mit ihren Werken auch professionelle Rollen, katholische Prediger, Baumeister oder Apotheker, ansprechen. Aber diese Konstruktion eines Käufers wird zunehmend als eine Respezifikation der ungemein abstrakten Identität der »gemeinen« Käufer – bzw. Leseröffentlichkeit – gedeutet. Man versucht mit solchen Konstruktionen die an und für sich gegebene Weite des Adressatenkreises einzuschränken. Diese Einschränkung erfordert einen zusätzlichen, regulierenden Arbeitsaufwand. Zum Normalfall des Empfängers typographischer Informationen wird der »gemein man« oder »yeder-man«, wie man sich im deutschen Sprachraum in der frühen Neuzeit ausdrückte.⁹ Jede andere Schnittstelle muß markiert werden.

Wenn das Publikum der Frühdrucke tatsächlich nur aus auf Lateinschulen ausgebildeten Klerikern, Adligen, Großkaufleuten und Universitätsangehörigen (i.w.S.) bestanden hätte, dann wäre weder die Bildung der neuen Ideale über die Rezipienten, noch die gegenwärtige Diskussion über die Alphabetisierungsrate in jener Zeit notwendig geworden. Die klassischen Schichtbezeichnungen reichen aber eben nicht mehr aus, um der Komplexität der Empfänger gerecht zu werden, von denen die Sender, die Autoren und Drucker, bei ihrem Handeln und Erleben ausgingen.

Ebenso wie der Schriftsteller auf die Leistung der Informationsbeschaffung und auf seine Bereitschaft reduziert wird, sein Wissen »im Truck ausgehen« zu lassen, so vereinfacht man auch das Bild

des Kommunikationspartners des Schriftstellers, des Lesers der ausgedruckten Werke. Er ist nicht mehr eine biographische Persönlichkeit, wie oft in den alltäglichen oralen Netzen und auch nicht mehr eine Rolle in irgendwelchen Institutionen, wie in den skriptographischen Netzen. Wie sollte er auch, wenn die gedruckten Bücher nicht mehr das Sprachrohr einer Institution und die Drucker nicht mehr die Verstärker ihrer autorisierten Agenten sind?

Vielmehr sieht man zunächst von allen sozialen und persönlichen Eigenarten des Kommunikationspartners ab und reduziert ihn auf das Merkmal, das für Handelsbeziehungen eigentlich relevant ist: Er ist ein potentieller Käufer. Jeder Käufer wird durch den Akt des Kaufens eines Buches zum Element des typographischen Kommunikationssystems. Er baut dieses dadurch, daß er Informationen abnimmt, mit auf, vergrößert seine Komplexität.

Die Einstellung auf die Überkomplexität der Struktur des Kommunikationssystems ist die eigentliche Wende, die die Einführung des typographischen Mediums mit sich brachte. Nach dieser sehe ich bis in die jüngste Gegenwart hinein keine vergleichbare Umorientierung mehr. Die weitere, ja ganz unbestreitbare Vergrößerung der Anzahl der Schaltstellen innerhalb des kommunikativen Netzes und der Anzahl der Schnittstellen an den Rändern desselben, der Autoren und Käufer, vor allem seit dem 19. Jahrhundert, brachte nur eine quantitative Ausweitung des schon Vorhandenen. Das typographische Kommunikationssystem kann schon aufgrund seiner strukturellen Voraussetzungen nicht mehr – extern oder intern – zentral gesteuert werden.

Grundzüge des typographischen Kommunikationskreislaufs

Die Dynamik dialogischer und typographischer Kommunikation

Kommunikation als der Prozeß der Verteilung von Informationen durch ein Medium zwischen zwei oder mehreren Informationssystemen führt nicht notwendig zur Systembildung. Diese setzt vielmehr Rückkopplungsprozesse zwischen den Kommunikationspartnern voraus. Der einfachste Fall eines Informationskreislaufs liegt vor, wenn der Empfänger einem Sender zurückmelden kann, daß er eine Botschaft empfangen hat. Gespräche von Angesicht zu Angesicht haben immer eine solche Rückkoppelungsnatur. Meist sind sie sogar auf Wechselseitigkeit angelegt. Typisches Beispiel ist etwa der Dialog, in dem Informationen zwischen den Diskutanten abwechselnd ausgetauscht werden. Die Gesprächspartner tauchen sowohl als Sender als auch als Empfänger auf. Jeder, der sich an dem Tausch der Meinungen beteiligt, wirkt an der Entstehung oder – in neuer Terminologie – der ›Autopoiese‹ des Kommunikationssystems mit.¹⁰

Die Grundstruktur des einfachen dialogischen Kommunikationssystems gibt die *Abbildung 43* wieder.

In der Skizze wird neben der raum- und der zeitüberwindenden Dimension des Kommunikationssystems auch die Anzahl der Anschlußstellen berücksichtigt. Jeder Gesprächsteilnehmer kann zwar senden und empfangen, verfügt also über zwei Typen von Schnittstellen. Aber er hat nur einen Mund und ein Paar Ohren, d.h. nur eine einzige Schnittstelle pro Typus. Und auch das Medium des oralen Kommunikationssystems ist nur auf einen einzigen Übertragungskanal gut eingerichtet; werden mehrere Botschaften zugleich eingegeben, kommt es zu Stimmengewirr und auf Dauer zu gestörten Übertragungen. Dies ist, wie wir gleich sehen werden, bei dem typographischen Medium ganz anders. Weil wir bei den einfachen Kommunikationssystemen nur eine Anschlußstelle zu berücksichtigen haben, kann man auf die Dar-

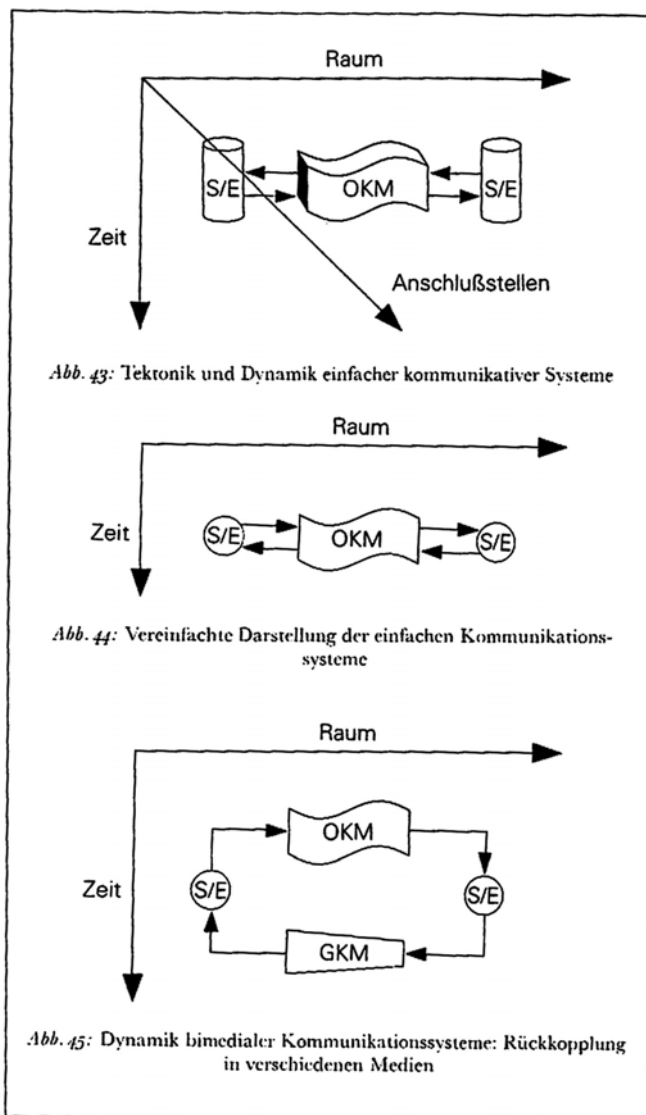
stellung der dritten Dimension verzichten. Es ergibt sich dann das vereinfachte Bild, welches in der *Abbildung 44* zu sehen ist.

Wie sieht es nun mit den Rückkoppelungsmöglichkeiten in den typographischen Kommunikationssystemen aus?

Zunächst muß man daran erinnern, daß das typographische Kommunikationsmedium auf jeder Seite nur einen Typus von Schnittstellen kennt, zwischen denen die Informationen nur in einer Richtung laufen. Auf der einen Seite haben wir die Autoren bzw. die Drucker, die Bücher in das Netz eingehen, und auf der anderen Seite stehen die Abnehmer der Druckwerke. Der Buchkäufer kann nicht sogleich wieder ein anderes Buch, eine andere Information, an den Krämer geben und diesen bitten, es auf dem gleichen Wege dem Autor zukommen zu lassen. Vielleicht hat diese Möglichkeit zu Zeiten des Naturaltauschs bestanden, in den marktwirtschaftlichen Netzen des 16. Jahrhunderts wird sie jedenfalls nicht mehr praktiziert. So gesehen funktioniert das typographische Netz im Simplexbetrieb – und dies ist auch die Sichtweise des 16. Jahrhunderts.¹¹

So schreiben etwa Putherbeus/Fickler, daß in den neuen Netzen »*Tractätek*«, gleichsam durch »*rörn oder wasserlait vnder die leute*« gebracht werden.¹²

Die Wasserleitungsmetapher drückt unmißverständlich die einseitige Fließrichtung aus, verharmlost aber andererseits natürlich das Problem der Vielzahl von »Kanälen« und Schaltstellen (Schleusen), die in dem typographischen Netz für die Verteilung der Informationen gebraucht werden. Wenn aber die typographischen Netze als Einwegbetrieb konzipiert und begriffen werden, mit welchen Mechanismen ist dann dennoch ein Austausch von Informationen sicherzustellen? Historisch haben sich zwei unterschiedliche Möglichkeiten der Rückkoppelung herausgebildet: einmal verknüpfte man das typographische Netz mit anderen Medien und zum anderen nutzte man die auch enorme Speicherkraft des typographischen Mediums. Auf beide Möglichkeiten soll nacheinander eingegangen werden.



Rückkoppelung auf unterschiedlichen Medien

Für die nationalen Kommunikationsgemeinschaften im Zeitalter des Buchdrucks ist ein komplexes Verbundsystem von unterschiedlichen Medien charakteristisch. Man vernetzt gleichsam verschiedene Typen von Netzen zu einem kommunikativen Supersystem. Das typographische Netz bildet nur ein Element und über sein Gewicht in diesem Gesamtzusammenhang hat es immer wieder Diskussionen gegeben. Die Rückkoppelung des Informationsflusses erfolgt in diesem Modell durch die Verkettung mehrerer Medien, die über unterschiedliche Eigenschaften verfügen.

Im Prinzip ist dieser Mechanismus nicht neu. Schon wenn man sich einfache Kommunikationssysteme, bei denen sich die Gesprächspartner lebhaftig gegenüberstehen, genauer anschaut, stellt man fest, daß oftmals mehrere Kommunikationsmedien benutzt werden, um den Informationskreislauf in Gang zu halten. Der Sprecher kann etwa, wie in der nebenstehenden *Abbildung 45* skizziert, den auditiven Kanal benutzen und der Zuhörer signalisiert seine Zustimmung durch Kopfnicken, also unter Verwendung des visuellen Kanals. Schall und Licht dienen gleichberechtigt als Speicher- und Transportmedium.

Derartige Aneinanderkettungen mehrerer Medien sind auch in größeren Kommunikationssystemen üblich, wie wir schon am Beispiel der Verbreitung von Steinhöwels Pestbüchlein im 15. Jahrhundert gesehen haben. (Vgl. Abschnitt 4.2)

In dem nachfolgenden Schaubild (*Abb. 46*) werden einige Formen des Informationsaustauschs modelliert, wie sie sich unter Benutzung typographischer, skriptographischer und oraler Medien im Verlauf des 16. Jahrhunderts langsam herstellen.¹³ Bei der Erläuterung soll auch noch einmal auf interne Strukturen des typographischen Netzes eingegangen werden.

In den Kreislauf wird – siehe die obere Reihe in der Abbildung – bei den Autoren eingestiegen. Diese geben ihre schriftlich niedergelegten Informationen einem Verleger und/oder Buchdrucker. Sie werden dort in einen neuen Typus von Daten, eben die ausgedruckten Buchexemplare, verwandelt.

Die ausgedruckten und vervielfältigten Daten gehen in das typographische Netz (TN). Dieses besteht aus einer Vielzahl von

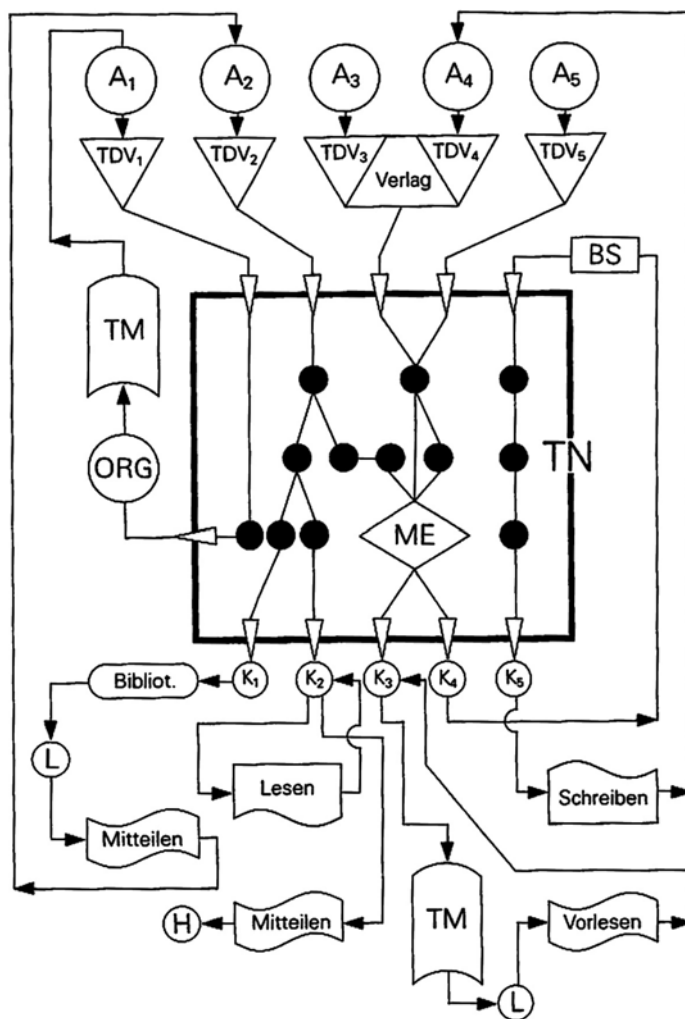


Abb. 46: Strukturen und Rückkopplungen in nationalen Typographischen Kommunikationssystemen

Schalt- und Speicherstellen, die untereinander in komplexer Weise verknüpft sind. Im entwickelten marktwirtschaftlichen Stadium, das freilich in diesem Punkt im 16. Jahrhundert nur selten erreicht wird, werden die Bücher verschiedener Werkstätten von Verlegern oder Großhändlern gesammelt und über Transportinstitutionen an Händler weitergegeben, die unter Umständen noch einmal an kleinere Krämer weiterverkaufen.

Diese drei Stationen sind auf dem Schaubild durch drei Schaltstellen angedeutet, die bis zum Ausgang aus dem Netz durchlaufen werden. Eine Schnittstelle liegt in dem Augenblick vor, in dem das Buch von einem Empfänger gekauft wird. So wie man sich den Sender im Normalfall als Autor denkt, so muß man sich den Empfänger als Käufer vorstellen.

Idealtypisch ist der Kommunikationsweg von dem Autor A_2 , über den typographischen Verstärker TDV_2 zu den Käufern K_1 und K_2 . Dieser Weg; kann vielfältig abgekürzt oder verlängert werden. Einzelne Institutionen oder Privatpersonen können beim Verleger den Druck von Texten für den eigenen Gebrauch in Auftrag geben. Sie treten damit selbst als Sender, als Autoren oder als Repräsentanten derselben auf. Die Produkte freilich müssen sie wie üblich bezahlen. Deshalb erreichen sie diese nur auf dem Umweg über das typographische Netz. In dem Netz ist die Druckerei in diesem speziellen Fall als Verkäufer repräsentiert. (3. Reihe der Schaltstellen) Mehr Schaltstellen sind nicht erforderlich, wenn der Auftraggeber seine Bestellung selbst abholt. Im Schaubild ist dieser Kreislauf ausgehend von der TDV_1 bzw. der auftraggebenden und empfangenden Institution (ORG_1) abgebildet. Wie der Abnehmer die ausgedruckten Informationen weiter verbreitet, ist unterschiedlich. Er kann dazu wiederum die typographischen Netze in Anspruch nehmen, er kann aber auch die Kommunikationsmedien von Institutionen in Anspruch nehmen. So läßt etwa die Bursfelder Kongregation 1497 ein Werk des Trithemius bei Peter Friedberg in Mainz in einer Auflage von »tausend Stück auf eigene Rechnung drucken und in den Klöstern der Union verteilen. Die Union schloß damals 80 Klöster zusammen, so daß auf jedes Kloster im Durchschnitt 12-13 Exemplare kamen.«¹⁴

Abkürzungen des Schaltweges im typographischen Netz sind auch möglich, wenn mehrere Druckmaschinen und später ganze Druk-

kerien von einem kapitalistischen Verleger zusammengefügt werden. (Vgl. TDV₃ und TDV₄ in der Abbildung!) Der größte Verlag in diesem Sinn war in der Inkunabelzeit nördlich der Alpen Anton Kobergers Betrieb in Nürnberg mit angeblich 24 Pressen. Schon zu Beginn des 16. Jahrhunderts finanzierten einzelne Verleger Drucker in weitverstreuten Städten. Rynman etwa beschäftigte Gran in Hagenau, Johann Otmar, Oeglin und Walter Otmar in Augsburg, Georg Stuchs und Höltzer in Nürnberg, Peter Lichtenstein in Venedig, J. Pfortzheim und A. Petri in Basel sowie Knobloch in Straßburg.¹⁵ Komplizierter werden konnten die Vernetzungen u. U., wenn eine der Frankfurter oder Leipziger Buchmessen – oder vergleichbare kleinere Veranstaltungen – vom Handel genutzt wurden. Im Schaubild wird dieser Möglichkeit durch den mit ME gekennzeichneten Knoten Rechnung getragen. Da es sich hier um Verkaufsmessen handelte, machten Bücher oftmals auch geographische Umwege, bevor sie beim Käufer anlangten.¹⁶

Die schematische Darstellung zeigt nur einen Teil der Verknüpfungen, die innerhalb des typographischen Netzes möglich sind: Transporteure können mehrere Händler beliefern, die Händler können untereinander Waren austauschen. Aber natürlich kamen auch Aneinanderkettungen von mehreren Transporteuren und Verkäufern bei einer Ware vor.¹⁷ Als Verkäufer kamen nicht nur die Buchdrucker/Verleger selbst und deren niedergelassene Agenten in Frage. Koberger beispielsweise hatte schon im 15. Jahrhundert an weit auseinanderliegenden Orten: Frankfurt, Regensburg, Breslau, Krakau, Ofen, Toulouse und Lyon *»offen Cräm und Genölbe«*, in denen seine Produkte verkauft wurden.¹⁸ In vielen Orten nahmen auch die Buchbinder den Verkauf von Literatur in die Hand. Daneben gab es die wandernden Buchverkäufer, die von Haus zu Haus zogen und »nicht allein auf den Wochenmärkten, sondern auch heimlich in der Schule und anderswo ihren Markt aufschlugen und ihre Bücher verkauften«.¹⁹

Welcher Käufer bei welchem Händler die Produkte welcher Druckerei erwirbt, ist kontingent. Der Käufer besitzt Selektionsfreiheit. Es gibt keine feste Verkoppelung zwischen ihm und den vielen Ausgängen des typographischen Netzes.

Der Leser als Schnittstelle

Wenn das gedruckte Buch das typographische Netz verlassen hat, so ist damit der Informationskreislauf keineswegs abgeschlossen. Der Käufer wird in der Regel selbst wieder zu einer Schaltstelle in einem anderen kommunikativen Netz. Dies können orale Netze sein, wenn etwa der Käufer sein aus dem Buch erworbenes Wissen anderen Menschen mündlich weitergibt. (So im Schaubild K₂). Auch die Zuhörer werden zumindest Teile dieser Informationen ebenfalls nicht für sich behalten, sondern sie ihrerseits in der einen oder der anderen Form weitervermitteln. Voraussetzung für diese Form der Ausdehnung des Informationskreislaufs ist, daß der Käufer, jetzt verstanden als ein psychisches, informationsverarbeitendes System, die angekauften Informationen auch »verarbeitet« hat.

Diese Verarbeitung von Informationen aus skriptographischen oder typographischen Netzen nennt man »Lesen«. Hinter dieser Bezeichnung verbergen sich komplizierte Abläufe der Wahrnehmung, der Kodierung von Informationen, ihrer Weiterverarbeitung und Integration in den vorhandenen psychischen Speicher, die zwar praktisch beherrscht werden und auch irgendwie gelehrt werden können, deren Strukturen aber im einzelnen noch völlig im Dunkeln liegen.²⁰ Weil diese Prozesse so vielschichtig sind, werden sie von allen historischen Gemeinschaften vereinfacht. Welche Aspekte man betont und welche in den Hintergrund treten, ist recht unterschiedlich. Entsprechend verändert sich die Bedeutung des Begriffs »Lesen« im Laufe der Zeit. In der Neuzeit tritt der Aspekt der Transformation oder Umkodierung von Informationen aus einem Kommunikationsmedium in ein anderes im Konzept des Lesens ganz in den Vordergrund: »Denn es ist das lesen nichts anders«, schreibt der vermutlich bedeutendste Theoretiker des Erstleseunterrichts im 16. Jahrhundert, Valentin Ickelsamer, »denn schlecht [einfach] die buchstaben nennen.«²¹ »Dan(n) es sein etwa bey drey und zwaintzig buochstaben / darin(n) alles lesen verfassset ist / vnd wellicher dise buochstaben recht kann / der kann scho(n) lesen.«²² Das Lesen erscheint hier als ein Prozeß des Lautierens oder Buchstabierens, als eine Umsetzung skriptographischer in verbale Kodierungen. In dem Schaubild ist diese Umschaltfunktion des »Knotens« K₂

zwischen dem typographischen und dem oralen Netz deutlich zu erkennen.

Die von Ickelsamer und vielen Zeitgenossen vorgetragene formale Bestimmung der Bedeutung des ›Lesens‹ hat das Alltagsverständnis und die pädagogische Praxis bis heute geprägt. Selten allerdings wird andererseits in den einschlägigen Werken vergessen, in Nebensätzen, Fußnoten, Vor- und Schlußworten zu betonen, daß der Erwerb dieser sogenannten ›formalen Lesefähigkeit‹ nur eine Seite des komplizierten Prozesses ist. Angemahnt wird die Berücksichtigung der anderen Seite, des ›Verstehens‹ oder der ›nachschöpferischen Sinn-gestaltung‹.²³

Erst in allerjüngster Zeit scheint es aber gelungen, diese Mahnungen im Rahmen eines neuen Paradigmas, das Lesen als Textverstehen, Sinnentnahme als Inferenz- und Kohärenzbildungsprozesse begreift, in empirische Untersuchungen umzusetzen.²⁴

Bemerkenswerterweise setzen diese Analysen ein neues Medium, Videokameras und elektronische Rechner, voraus. Überhaupt spricht manches dafür, daß das neue Interesse an der ›Verarbeitung‹ skripto- und typographischer Texte nicht losgelöst von dem Bemühen zu verstehen ist, die Auswirkungen der Medien der Moderne: Fernsehen und Computer, auf den Menschen besser zu begreifen. Zumindest entwickelt sich die psychologische Rezeptionsforschung der Printmedien erst zeitgleich mit jener der elektronischen Medien und nicht, wie eigentlich zu erwarten wäre, weit früher. Auch diese Beobachtung mag dafür sprechen, daß die Reflexion wesentlicher Aspekte der (alten) Medien erst eine Generation später, nachdem nämlich neue Medien auf den Plan getreten sind, einsetzt.

Manches spricht gegen die Annahme, daß das lateinische Mittelalter einen ähnlich formalen Begriff des Lesens – und des Schreibens – propagiert hat.²⁵ Im Gegensatz vielleicht zur antiken denkt die mittelalterliche Intelligenz, wenn von ›litteras discere‹ bzw. ›litteras nescire‹ die Rede ist, weniger an Kodierungsvorgänge als vielmehr an eine spezifische Bildungstradition.²⁶ ›Als Litteratus wird gerühmt, wer in den artes ausgebildet wurde, wer also Zugang zu einem ganz bestimmten, und damit eingeschränkten, Informationsspeicher gewonnen hat.

Mit dem Aufkommen des Buchdrucks werden die Konzepte über

die Informationsweitergabe formalisiert. Bedingung für das Abzapfen von Informationen aus dem typographischen Netz war zunächst einmal das Geld, nicht eine auf einer bestimmten Laufbahn in einer bestimmten Institution erworbene Bildung oder Approbation. Waren die Bücher gekauft, so hatte das typographische Netz seine Funktion erfüllt. Der Drucker als Warenproduzent mochte zufrieden sein und auch die Rolle des Käufers war beendet. Welche neue Rolle dieser nun einnimmt, ist offen. Einige Möglichkeiten können anhand des Schaubildes durchgegangen werden. Er kann, wie etwa K₁ sein Buch – ungelesen – in eine Buchsammlung geben oder es verschenken. Er kann sich, wie K₂, als Leser verhalten, die gedruckten Informationen in sein psychisches System aufnehmen und sie dort nutzen. Nur als Folge dieses Informationsverarbeitungsprozesses kann er selbst unmittelbar zu einer Schaltstelle zwischen dem typographischen und einem oralen kommunikativen Netz werden. Wenn der Käufer, wie im Falle von K₃ selbst nicht lesen kann, so hat er die Möglichkeit, das Buch einem »Leser« zur Verfügung zu stellen, der ihm dann die typographische Information »vorliest«, sie in den verbalen Kode transformiert.

Wie in älterer Zeit besteht weiterhin die Möglichkeit, daß der Käufer sein Buch oder seine Buchsammlung weiterverkauft. Dies geschieht unter den neuen Bedingungen, indem das Buch oder die Buchsammlung wieder in das typographische Netz eingegeben und dort »antiquarisch« vertrieben wird. (Vgl. K₄)

Es kommt aber auch vor, daß ein Käufer ein Buch auf dem Markt erwirbt, um es sofort und kaum verändert wieder in den Druck zu geben. Handelt es sich bei dem Herausgeber/Drucker um die gleiche Person, die auch die Erstauflage besorgt hat, so haben wir es mit einer Neuauflage, im Falle eines anderen Verlages/Druckers mit einem Nachdruck zu tun.

Leser gedruckter Informationen können natürlich auch selbst Kontakt zu den Autoren aufnehmen, deren Bücher sie »konserviert« haben, und damit den Informationskreislauf schließen. Dieser Weg kann, wie bei K₁, über mehrere Stationen und Netze vermittelt sein; er kann aber auch beliebig abgekürzt werden. K₅ teilt etwa einem Autor schriftlich einiges Wissenswerte aus dem von ihm gekauften Buch mit. Jener verarbeitet die Informationen in

einem eigenen, neuen Buch, das über die TDV₄ wieder – zu einem anderen Zeitpunkt – Eingang in das typographische Netz findet.

Diesen Kreislauf unter Benutzung der verschiedenen Medien regen die Autoren oftmals selbst in ihren Werken an. »*Das hab ich nun einmal woellen anzeigen*«, bemerkt Otho Brunfels, »*ob vns in dißem Teütschen werck auch der gleichen meher wird widerfaren / also daß vns etwas mangeln / oder abggon würde / vnd aber Yemants were der den mangeln moecht erstatten / woell in sochem fall dem gemeynen nutz behülfflich sein / vnd das so vns mangelt freüntlich mitteylen / verstaendigen / vnd überschicken / woellen wir so vil an vns stebet / nicht vnderlasszen vffs aller fleisszigst handeln / vnd zuom besten verstandt vnseren yrrthumb bewenden.*«²⁷

Manchmal hatten solche Bitten Erfolg. Brunfels berichtet, daß ein »besonder guter Freund auß Brabant« seinem Verleger Hans Schott ein Exemplar eines Naterwurz »nicht ohne sonderliche Mühe und Arbeit zugesandt habe. Leider sei die Pflanze in Straßburg in Schottens Garten alsbald eingegangen, so daß sie nicht, wie beabsichtigt, als Vorlage für die »Abkonterfeigung« in seinem Kräuterbuch genutzt werden konnte.²⁸ In diesem Fall dürfte der kommunikative Anstoß weniger von einem Druck als vielmehr von einer mündlichen oder brieflichen Mitteilung ausgegangen sein. Nachdem das Kräuterbuch von Brunfels erschienen war, mag sich das geändert haben.

Ganz gut verfolgen läßt sich die Rückmeldung anhand eines anderen Beispiels. Ortelius hatte in der ersten Ausgabe seines »*Theatrum orbis terrarum*« 1570, ganz ähnlich wie Brunfels auch, seine Leser aufgerufen, ihm ihre Verbesserungsvorschläge und Hinweise auf Fehler mitzuteilen. In den folgenden 28 Auflagen seines Kartenwerks, die bis zu seinem Tode in dem Jahr 1595 noch erschienen, wurden von ihm zahlreiche solche Ergänzungsvorschläge aufgenommen und nicht zuletzt aufgrund dieser die Gesamtzahl der Karten von 53 auf 115 erhöht.²⁹

Rückkoppelung auf einem Medium

Auf die Frage, wie es unter den Bedingungen eines Kommunikationsmediums, welches nur einen Informationsfluß in einer Richtung zuläßt, dennoch zur Systembildung kommen kann, gibt es

nicht nur die im vorigen Abschnitt vorgestellte Antwort. Rückkopplung läßt sich auch dadurch erreichen, daß man

- a) den langen Zeitraum ausnutzt, über den hinweg typographische Medien Informationen speichern können und daß man
- b) Möglichkeiten schafft, daß verschiedene Personen nacheinander zu beiden Schnittstellen des Mediums Zugang erhalten.

Es steht in dieser Konzeption weniger die Idee eines möglichst rasch aufeinander folgenden Informationsaustausches als vielmehr jene einer möglichst verlässlichen Speicherung der Botschaft bis sie schließlich Abnehmer findet, im Vordergrund. Im Gegensatz zu den vergleichbaren, heute als Tele- oder Mailbox bezeichneten elektronischen Kommunikationssystemen geht es bei dem typographischen System um maximale Zugänglichkeit des »Briefkastens«. Ein jeder soll freien Zugang zu beiden Klassen von Schnittstellen besitzen, sowohl Informationen als Sender abschicken als auch als Empfänger erhalten können. Gibt also A beispielsweise Informationen in das Netz, die B nach einer gewissen Zeit empfängt, so kann B mit A dadurch in Kontakt treten, daß er sich seinerseits an eine Eingabestelle begibt und seinerseits eine Botschaft in das Netz eingibt. Wenn B später als Käufer auftritt und ein Buch von A in Empfang nimmt, so kann er auf diese Weise eine Rückmeldung entgegennehmen. Getauscht werden die Positionen, die die einzelnen Informationssysteme gegenüber den beiden Typen von Schnittstellen einnehmen. Diese Bewegung ist in der *Abbildung 47* dargestellt.

Um den eben modellierten Rückkoppelungseffekt zu erreichen, muß bei den Menschen eine ungewohnte Flexibilität und Dynamik erzeugt werden. Es reicht nicht aus, daß sie lediglich Schreib- und Lesekenntnisse erwerben, sondern sie müssen es lernen, daß sie selbst in einer Person Autor und Leser sein können.

Aus heutiger Sicht ist diese Forderung kein außergewöhnliches Ansinnen, aber im 15. und 16. Jahrhundert standen ihrer Erfüllung viele Traditionen entgegen. Wissen ungebeten und ohne daß man dazu durch spezielle Riten qualifiziert worden war, allgemein zugänglich zu machen, erschien vielen als suspekt. (Vgl. 6.3)

Auch die Fähigkeit zum Rollentausch war in älterer Zeit nur bei einem verhältnismäßig kleinen Personenkreis ausgebildet. Standesgrenzen und institutionelle Festschreibungen eines einseitigen

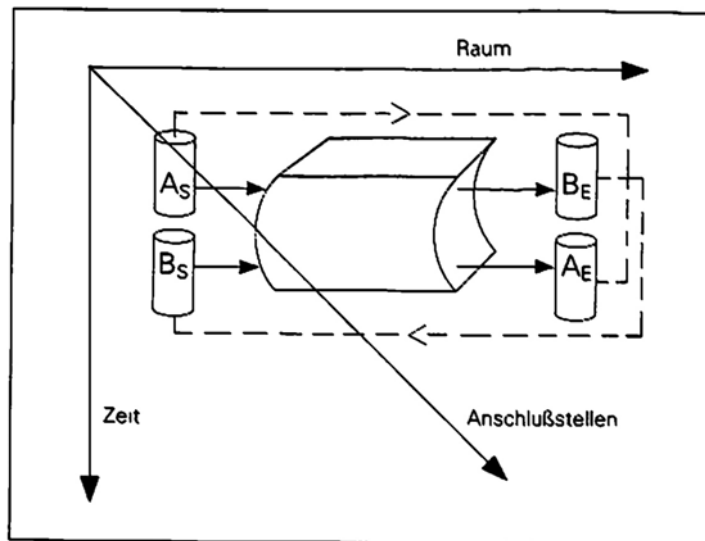


Abb. 47: Struktur und Dynamik monomedialer typographischer Kommunikationssysteme

Zugangs zu den skriptographischen Kommunikationsmedien bestimmten das Bild. Damit der typographische Kommunikationskreislauf sich aber den Marktgesetzen folgend beschleunigen konnte, mußten möglichst viele Menschen ihr Wissen mitteilen. Ebenso war es erforderlich, daß nicht nur einige wenige approbierte Personen, sondern auch Privatpersonen die Bücher lasen. Man kaufte die Bücher nicht mehr ausschließlich in einer professionellen oder ständischen Eigenschaft, »von ampts wegen«, sondern zur Befriedigung individueller Interessen. Dieser flexible Rollentausch und auch die Distanz, die der einzelne gegenüber dem Amt entwickeln mußte, war keine Tugend der mittelalterlichen Gesellschaft. Und es dauerte selbstverständlich noch lange, bis sie wenigstens in den europäischen Kernlanden zu einer gelobten Haltung wurde.

Das typographische Kommunikationsmedium erscheint aus dieser Perspektive als ein gigantischer Verteiler ausgedruckter Informationen. Informationsaustausch, Kommunikation, findet durch

wechselseitiges Eingeben und Abrufen von Informationen in den bzw. aus dem zentralen Speicher statt. Jeder, der an diesen Vorgängen als Sender oder als Empfänger Anteil nimmt, wird zu einem Element des neuen Kommunikationssystems, baut dieses mit auf.

Im Gegensatz zu den institutionellen skriptographischen Netzen, die sowohl in der Vergangenheit als auch in der Gegenwart hierarchisch gegliedert waren bzw. sind, besitzt das typographische Netz eher eine sternförmige Struktur mit dem Markt als Mittelpunkt.

Obwohl die typographischen Kommunikationssysteme nun schon seit mehr als 500 Jahren florieren, liegt auch heute noch vielen populären Kommunikationsmodellen die – genetisch betrachtet – ältere Vorstellung eines nahezu zeitgleichen Austausches von Informationen in einem Medium zwischen Personen, die einander kennen, zugrunde. Diese Vorstellung entspricht im großen und ganzen dem einfachen Naturaltausch und der face-to-face-Kommunikation im Alltag. Gegen ein solches Modell ist an sich selbstverständlich nichts einzuwenden – nur tendieren manche Autoren dahin, aus dem historischen Primat oder aus anderen weltanschaulichen Erwägungen heraus eine Sonder- oder gar eine Monopolstellung für die oralen Kommunikationssysteme abzuleiten.³⁰

Aber so, wie es mehr als einen chemischen Grundbaustein und mehr als nur eine Gattung in der Tier- und Pflanzenwelt gibt, so sind auch vielfältige Typen von Informationen und von Kommunikationssystemen zu unterscheiden. Gerade diese Vielfalt zu beschreiben, ist die anspruchsvollste Aufgabe kommunikationswissenschaftlicher Forschung. Kommunikationstheorien, die aus der Verabsolutierung einzelner Spezifika oraler Kommunikationssysteme resultieren und die so wirkungsmächtige Phänomene wie das Buch- und Pressewesen nur negativ: als Abweichung von den Idealen der face-to-face-Kommunikation erfassen, sind für diese Aufgabe wenig geeignet. Weiter kommt man mit den abstrakten Kategorien, die die System- und Informationstheorie zur Verfügung stellt. Sprache und Abstraktionsniveau dieser Ansätze machen freilich eine gewisse Eingewöhnung erforderlich.

Normen und Programme zur Steuerung der typographischen Kommunikation

Selbstregulierende Systeme wie der Markt und das typographische Kommunikationssystem steuern sich aufgrund von Normen und Programmen.

Im Falle des Buchdrucks dauerte es mehr als 60 Jahre, bis sich solche Normen stabilisiert und spezifische Programme konsolidiert hatten. Zunächst arbeitete man vielfach mit Normen, die in anderen, zumeist skriptographisch geprägten Zusammenhängen entwickelt worden waren. Auftauchende Probleme löste man mit einer Vielzahl variierender Handlungsmuster. Nach und nach erwiesen sich dann einzelne als besonders leistungsfähig. Sie wurden von Akteuren in den Netzen als Normalformerwartungen übernommen. Andere Lösungsversuche gerieten in Vergessenheit.

Zu einem unübersehbaren Problem wurde mit der wachsenden Zahl von Druckereien und Druckerzeugnissen die ›Adressierung‹ von Informationen.

Titelblatt und Paginierung: Die Informationen bekommen eine Adresse

Jede Botschaft, die in den Briefkasten des typographischen Netzes gegeben wurde, sollte einen klar identifizierbaren Absender enthalten. Es mußten praktikable Regeln für die wechselseitige Identifizierung der Botschaften entwickelt werden.³¹ Diese Aufgabe erfüllte auf Dauer bekanntlich das Titelblatt mit Angaben über den Autor, den Titel des Werkes, den Drucker, Druckort und das Erscheinungsdatum.

Ursprünglich hatten sich die Drucker enger an die Gepflogenheiten der Schreiber angelehnt und die wenigen Angaben über ihre Arbeit in einem Kolophon an das Ende der Bücher gehängt. Solche Schlußreden blieben noch bis weit in das 16. Jahrhundert hinein in Gebrauch. Teilweise finden sich in den Drucken sowohl

Titelblätter als auch Kolophone – ein gutes Beispiel für Variantenbildung im Stadium vor einer erneuten Selektion und Regelung.³² Gelegentlich teilen sich, wie in dem Buch ›*Buoch Geber*‹, Titelblatt und Kolophon die Aufgabe, dem Werk eine Adresse zu geben. (Vgl. Abb. 48)

Als Erfinder des ›richtigen‹ Titelblatts gilt Peter Schöffer. »Aber«, schreibt S. H. Steinberg, »wie so viele Erfinder auf allen Feldern der Wissenschaften, bemerkte er nicht die Bedeutsamkeit seiner Entdeckung und gab sie deshalb nach nur einem Versuch auf.«³³ Andere nahmen später seine Idee auf – oder entdeckten sie für sich neu.

Man kann das Titelblatt als den materiellen Ausdruck eines bestimmten normativen Konzepts über die Einordnung von typographischen Informationsbündeln in die neue Welt der Bücher betrachten. Nach diesem Konzept wird jede Information auf mehreren Parametern lokalisiert. Man kann auch sagen, ihr werden bestimmte Dimensionen zugeschrieben. Diese Parameter sind in Abb. 49 veranschaulicht.

Jede einzelne ausgedruckte Information soll sich, so lautet die selbstgewählte Norm, in dem Gitterwerk des typographischen Raumes (›Würfels‹) verorten lassen. Im Koordinatennullpunkt steht Gutenberg mit seinen Straßburger oder Mainzer Druckereien in der Zeit nach 1440 und mit seinen frühen ›Donaten‹.

Als Ausgangspunkt für die Identifizierung der ausgedruckten Informationen dienen immer Markierungen auf den drei Parametern: Jahreszahlen, Namen von Autoren (vorzugsweise bei ›Büchern‹) und/oder von Druckern (bei Drucksachen wie Formularen oder Plakaten) und schließlich Titelangaben oder Überschriften. Für die Auswahl und Bezeichnung dieser Titel bilden sich im Laufe der Zeit feste Prinzipien heraus, auf die hier aber nicht weiter eingegangen werden soll.

Die Markierungen werden auf den Drucken vermerkt und bilden die Adresse (das Impressum i.w.S.) der Information. Eine vergleichbare Normierung des Raumes der skriptographischen Informationen kennen wir aus älterer Zeit nicht.

Will man Informationen im typographischen Speicher finden, so braucht man Angaben über die Lokalisierung auf mehreren – aber nicht notwendig auf allen drei – Parametern.

Soll darüber hinaus auf einzelne Argumente eines Autors Bezug

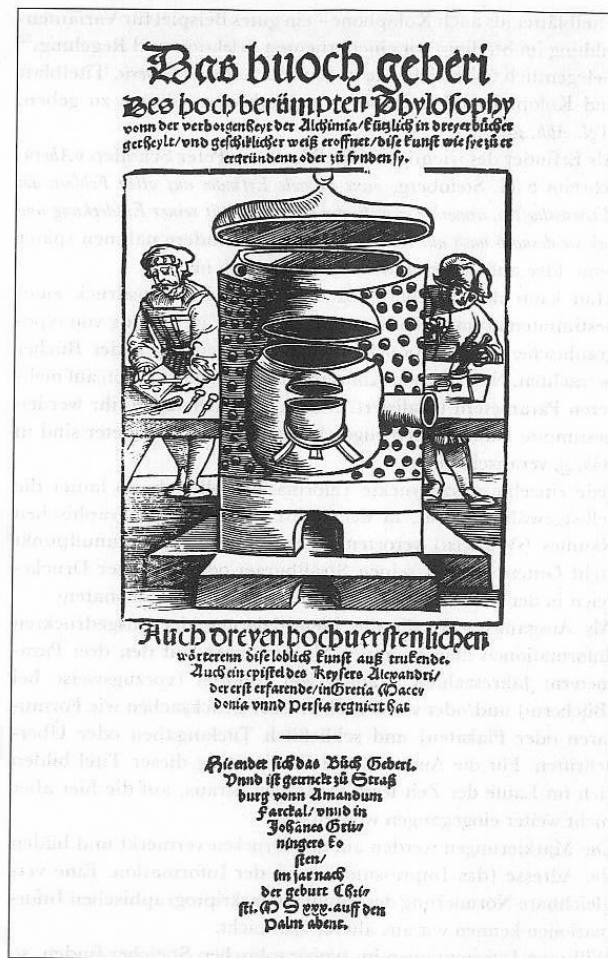


Abb. 48: Formen der Adressierung typographischer Informationen:
 Titelblatt und Kolophon des »Buoch Geberi«, Straßburg 1530

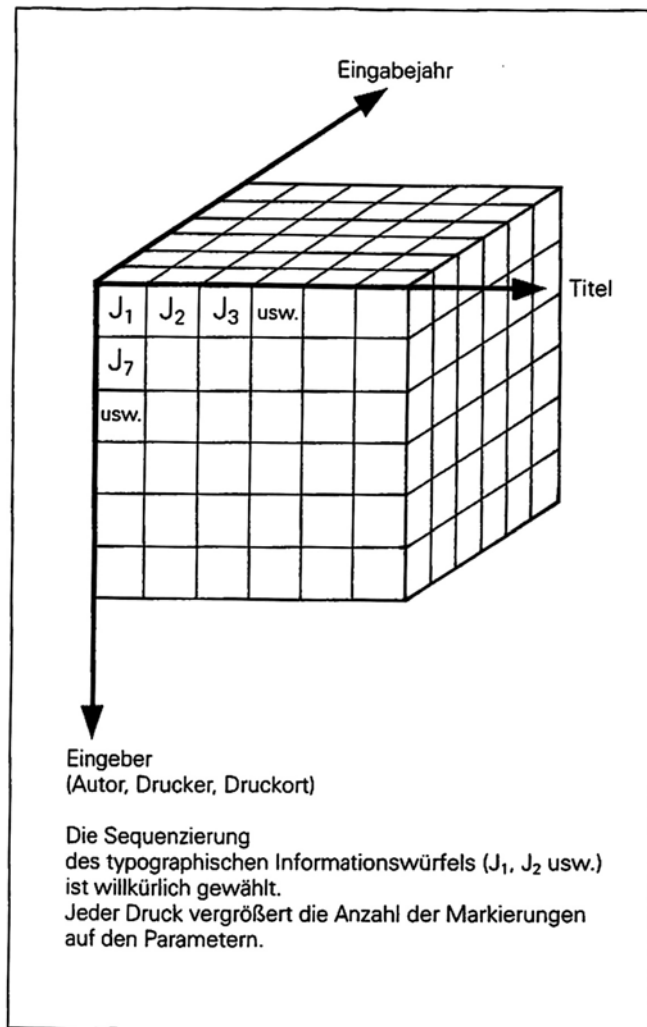


Abb. 49: Parameter des typographischen Informationsspeichers

genommen werden, so muß auch der Text selbst sequenziert werden und die einzelnen Sequenzen müssen Adressen erhalten. Eine solche Formatierung der Nachricht mußte sich erst mühsam durchsetzen. Seitenzahlen sucht man in den Handschriften älterer Zeit vergeblich. Steinhöwel etwa verweist in der Vorrede seines Pestbüchleins mit der Formel »*alß Titus linius schribt / in de(m) drytten buoch des erste(n) teils an dem andern blat*« auf eine Arbeit des Livius. Welcher Druck des römischen Geschichtsschreibers hier benutzt wurde, bleibt unklar. Auch hatte sich noch im 16. Jahrhundert keine feste Norm darüber herausgebildet, ob man bei Verweisen auf die benutzerfreundliche Paginierung, die an den Erfordernissen der Druckwerkstatt orientierte Follierung oder aber an den schon von den Autoren in den Manuskripten verwendeten Kapiteleinteilungen ansetzen sollte. Brunschwygk etwa verweist 1512 auf sein früher erschienenenes Destillierbuch mit einer Mischung aus verschiedenen Ordnungsprinzipien: »*Oder er mach ein ander Lutum*«, so steht dort, »*also ich gemeld vn(d) gelert hab in buoch Liber de arte distillandi de simplicibus / in dem erste(n) buoch / im fyfften capitel am fierden blat in drytten oder fierden columen.*«³⁴ Erst die Normierung der Adressierung der verschiedenen Nachrichten machte es möglich, daß die Autoren unmißverständlich mit ihren Botschaften aneinander anschließen konnten. In der Inkunabelzeit bleiben solche Anknüpfungen überwiegend vage. Je mehr Autoren freilich mit der Entwicklung der typographischen Technologie ihre Informationen den neuen Medien anvertrauten, um so häufiger nahmen sie auch auf andere lebende Autoren Bezug. Brunschwygk etwa erwähnt in seinem »*Liber pestilentialis*« das nur wenige Jahre zuvor erschienene Pestbüchlein Steinhöwels.³⁵ Die Schreibmeister V. Ickelsamer und P. Jordan verweisen wechselseitig aufeinander. H. Rodler möchte seine Perspektivlehre »*schlechter [einfacher] und begreiflicher / dann als Duerers Buecher außweisen*« (A2r) usf. Natürlich überwiegen anfangs bei den i. w. S. wissenschaftlichen Autoren noch die Verweise auf die alten Autoritäten. So nennt etwa Brunfels in seinem Kräuterbuch 1532 als Vorläufer der Kräuterkunst in ganz ungeordneter Reihenfolge Orpheus, Hesiod, Herodot, Strabo, Pythagoras, Aristoteles, Theophrast, Aeskulap, Herakles, Petronius, Niger, Crateuas, Didotus, Empedokles, Ana-

xagoras, Horaz, Eusebius Pamphilus, Hippokrates, Plinius, Celsus, Galen, Apuleius, die Araber Avicienna, Rases, Hali, Mesue, schließlich Albertus Magnus, Massilius Ficini, Paulus Eginerum, Raphael Volateranus, Georgius Valla und viele andere. Der Sinn dieser Verweise ist oftmals kaum einsichtig. Werkausgaben werden nicht genannt und nur selten benennt Brunfels diejenigen Informationen oder Argumente, die er von diesen Autoren übernommen hat. Die Werke von Leonicensius, Lorenz Fries oder auch Hieronymus Brunschwygk identifiziert er vergleichsweise eindeutig.³⁶

Diese Tendenz verstärkt sich zusehends, je mehr der typographische Informationskreislauf in Gang kommt. Sebastian Franck macht schon im Inhaltsverzeichnis seiner Sprichwörtersammlung (Frankfurt 1548) auf die »*Autores vnd Außleger etlicher Sprichwoerter in disem Buoch begriffen*« aufmerksam. Am Ende des Jahrhunderts zitieren die anspruchsvolleren Autoren in der bis heute üblichen Form. Es haben sich klare Vorstellungen über die älteren Autoren und ihre Lebenszeit herausgebildet. Man führt sie jetzt »einer nach dem anderen« auf. Gegenüber nicht überlieferten Werken wird man skeptisch. Hulsius (vgl. Abb. 50) beschränkt sich etwa auf diejenigen Autoren, »*davon wir mehr Sicherheit haben / vnd deren Buocher gefunden werden*«.

Als anschlussfähige Nachrichten gelten zunehmend nur jene Informationen, die typographisch gespeichert und mit einer Adresse versehen sind. Aber deren Anzahl weitete sich im 16. Jahrhundert explosionsartig aus.

Man mußte auf Dauer einen Mechanismus ersinnen, der es ermöglichte, den Speicher gezielt und damit selektiv zu erweitern, und der andererseits ein beständiges Anschließen der Beiträge der verschiedenen Autoren aneinander sicherstellte.

Vormals nie gesehene Bücher: Neuheit als Selektionskriterium

Während im mittelalterlichen Literaturbetrieb im wesentlichen die Regel galt, die Werke der vergleichsweise wenigen »Auctoritates« zu vervielfältigen und zu kommentieren, so treten nun neue Maxi-

men auf den Plan. Die Forderung nach Abschrift hatte mit der Einführung der typographischen Technologie ihren Sinn verloren. Statt dessen entwickelte man soziale Normen, die geeignet waren, die Eingabe von Informationen in das neue Medium, sowie den Anschluß an diese Informationen, durch Dritte zu prämiieren. Um den in der *Abb. 46* beschriebenen Informationskreislauf in Gang zu halten, mußten die Menschen »gereizt« werden, ihr Wissen in den typographischen Speicher einzugeben und sich selbst auch immer wieder lesend und lernend an diesen Speicher anzuschließen. Das Hauptaugenmerk brauchte nicht mehr darauf gerichtet zu werden, die traditionellen Wissensbestände zu erhalten. Vielmehr ging es darum, immer wieder neue, »anschlußfähige« Informationen zu verteilen.

Die Maximen, die die Autoren in Deutschland zur Legitimation ihrer Veröffentlichungspraxis immer wieder heranziehen, lassen sich wie folgt paraphrasieren: »Vergewissere Dich, daß die Informationen, die Du verbreiten willst, tatsächlich neu sind. Neu sind solche Informationen, die bislang noch nicht gedruckt vorliegen – unabhängig davon, wie verbreitet sie ansonsten im professionellen Handeln und Alltagswissen auch sein mögen. Schließe mit Deinen neuen Informationen an die schon gespeicherten Informationen an. Verweise dabei möglichst genau auf die betreffenden Autoren und Werke!«

Es kann nicht überraschen, daß sich diese Maximen, die im diametralen Widerspruch zu den Grundregeln oraler und skriptographischer Kulturen stehen, erst nach und nach und als Ergebnis ausgehnter Diskussionen durchzusetzen vermochten. Brunfels stellt ein ganzes Kapitel der umfänglichen Einleitung seines 1532 erschienenen *»Contrafayt Kreüterbuoch«* unter die Überschrift: *»Verantwortung / warumb ich mein Latinische Kreüterbuecher uß den Alten zusamen gesetzt / in(d) rhapsodias genen(n)t.«* Am Ende des ersten Drittels des 16. Jahrhunderts war demnach die Sammlung von Abschriften, die vorwiegende Tätigkeit mittelalterlicher Gelehrter, schon legitimationsbedürftig. Und in der Tat, warum sollte man auch in dieser Zeit als Autor noch etwas zusammenstellen, was dem Leser zum größten Teil in Form von gedruckten Werkausgaben schon leicht zugänglich war?

»Ich hoere sagen«, beginnt er seine Rechtfertigung in Kapitel XXXIII,

»wie das etliche naßweißen mein Latinische Kreüterbuecher / auch nit gnuog tadeln künne(n) / dieweil ich soliche zuosammen tragen / und auß den aller aeltesten/ Theophrasto Plinio / Dioscoride / Galeno etc. zuosammen gesetzt / vnd nit vil meer ein Comment auß meinem eyggen kopff gemacht [habe]. Duncket mich ein vnweißer gegenwurff [zu] sein von solichen hochgeleerten, da(n) dieweil ye die obengenanten scribenten die allerbesten sind / vnd in groessester acht [gehalten werden] / wie hab ich bessers moegen thuon / (dan(n) ire eygen zeügnüß fueren: damit nit mir / sonder ynen geglaubt werde.« Er fährt dann fort, daß die meisten überlieferten Werke, allen voran Plinius und Homer, ebenfalls solche »Rhapsodien« seien. Auch die arabische Tradition sieht er als eine Abfolge von Abschriften: »Alles was Auerroes Rases / Auerrois vnd die gesellen geschriben habe(n) / sind es nit eytel abgestolen arbeyt« (ebd.) »Sagen Sie mir eines«, fragt er schließlich seine »rucktadler«, »welcher ist vff den heütigen tag / der noch etwas newes erfunden hab / das er nit auß den Alten gesogen / vnd darnoch mit dem geblumten latin anders dargebe(n)?« Seine Antwort steht jedenfalls fest: »So dan(n) ye nichts newes ist / vnd alles vnd alles das wir für new achten / alt gewest ist / wie auch Salomon spricht in seinen Prediger/ ist es dan(n) nit besser ich zeyge an wo haer ichs genom(m)en / vnd gebe dem die eere / von welchem ichs hab« (ebd.)

Bei Brunfels vermischen sich traditionelle Argumentationsweisen, die den Regeln skriptographischer Erfahrungstradierung verpflichtet sind, unlösbar mit Einsichten, die der Technik seiner Zeit angemessen erscheinen. Modern klingt seine Forderung an die Autoren, genau anzugeben, auf welche Quellen sie sich in ihren Darstellungen beziehen. Niemand wird ihm auch widersprechen wollen, wenn er behauptet, daß jeder Autor an andere Autoren anknüpft. Aber warum sollte man daraus folgern, daß es nichts Neues mehr zu entdecken gibt? Er selbst jedenfalls betont in eben diesem Kräuterbuch an vielen Stellen, daß sich für die von ihm gesammelten Informationen keine sicheren Belege in den Werken der Alten finden lassen. Deshalb greift er des öfteren auf die Schriften seiner Zeitgenossen H. Brunschwygk und H. Bock zurück, die von sich behaupten, neue Erkenntnisse dargestellt zu haben.

Widersprüchlich ist schon das Titelblatt. Es heißt dort, daß das Werk »nach rechter Art und Beschreibung der alten bestgerühmten Ärzte« entstanden sei. Andererseits wird hervorgehoben, daß ein solches Buch »vormals in teutscher Sprache dermaßen nie gese-

hen noch im Druck ausgegangen« sei.³⁷ Und diese letzte Feststellung ist vollkommen zutreffend. Kein Werk aus alter Zeit ist überliefert, das so genaue Pflanzenabbildungen enthält wie eben sein Buch. Brunfels selbst beklagt sich immer wieder, daß die Pflanzen früher nur »grob entworfen« und nicht »lebendig abgemalt« worden seien. Und entsprechend schlecht waren auch die morphologischen Beschreibungen.

In seinem »*New Kreüterbuoch*«, welches Leonhard Fuchs 1543 in Basel herausgibt, schreibt er einleitend: »*Hergegen hab ich die beschreibung der gestalt aller kreüter vil voelliger gemacht / vnd haß berauß gestrichen / dann(n) vormals in Latein geschehen / damit dieselbigen menigklich dermassen würden ingebildet / daß sie fürhin nim(m)er in einigerley vergessen kom(m)en moechten.*« Er ist also davon überzeugt, daß er mehr Informationen in seinen Beschreibungen der Pflanzen verarbeitet, als dies in den alten, lateinischen Büchern der Fall gewesen ist. Und er kann dafür eine plausible Begründung angeben: »*Dann wo die alten lerer / der kreüter gestalt an allen orten betten vleissig abgemalet / vn(d) mit Worten folkom(m)enlich beschriben / so weren vns auff den heütigen tag vil kreüter bekant, die also auß gemeiner erkantnuß kom(m)en sind.*« Zwei Stellen weiter schreibt Fuchsens Verleger Michael Isingrin »zum Leser: »*Soelche krafft aber vnd würckung der kreüter haben wir nit von vns selbs / oder auß vngegründten buechern / sonder allein was von den vreltesten / hochberuempsten und solcher künsten erfarnen aertzten / als Dioscoride / Theophrasto / Galeno / Plinio etc. deren keiner in vierzeihen hundert vn(d) mehr jaren gelebt / jnen zuogeschriben vn(d) auch gewißlich erfarn ist / darmit an sölichem niemandt nüt zuostrafen hette.*« Offenbar empfand man diese gegensätzlichen Typisierungen damals noch nicht als widersprüchlich. Man konnte im Geist der neuen Zeit in einem Satz behaupten, »niemals zuvor« verwendete Verfahren zu benutzen und im anderen darauf bestehen, nur von Autoren zu profitieren, die vor der Wende zum 15. Jahrhundert gelebt haben.

Es dauerte seine Zeit, bis sich die Gelehrten ohne Ambivalenzen dazu bekennen konnten, der Allgemeinheit in ihren Werken neue Informationen zu geben. Denn dies bedeutete ja, daß sie sich selbst als Schöpfer von etwas erleben mußten, was zuvor noch niemand gedacht oder gesehen hatte. Eine solche Vorstellung bereitete den Menschen Angst. Autorenschaft in diesem Sinne erschien der christlichen Seele als Gotteslästerung. Sie kam einem Schöpfungs-

akt gleich, der bis dahin nur der göttlichen Macht vorbehalten war. Hans Schmuttermayer wiederholt so gesehen in den achtziger Jahren des 15. Jahrhunderts nur alte Glaubenssätze, wenn er im Vorwort seines ›Fialienbüchleins‹ eindringlich betont, daß er das, was in seinem Buch zu lesen ist, »*auß mir selber nit erfunden*« habe, »*sunder von fil andern großen berumten(n) maisterem*«. ³⁸ Sich in eine Traditionskette zu stellen, beruhigte das Gewissen der Menschen auch noch im Spätmittelalter. Es nahm ihnen als Person die Verantwortung ab. ³⁹

Verfolgt man die Traditionsketten, die sich in zahlreichen Werken der frühen Neuzeit wiederfinden, zurück, so gelangt man am Ende oftmals bei biblischen Gestalten an, die ihr Wissen direkt einer göttlichen Eingebung verdanken. Nicht den berühmten Meistern, sondern Gott selbst schreibt man die Ehre der Schöpfung zu. (Vgl. u. S. 579 ff.)

Sich aus dieser Kette zu lösen und sich gleichsam selbst als Urheber einer solchen vorzustellen, dies bedurfte ›hohen Mutes‹ und vor allem eines für die älteren Zeiten ungewöhnlichen Selbstwertgefühls. Der Autor als Schöpfer sagte ›Ich‹ und bekannte sich zu den Informationen, die er in das typographische Medium eingab. Dieses Herausreten aus den schützenden Normen eines ganzen Jahrtausends war es, das die Zeitgenossen aufhorchen ließ, als sich Luther auf dem Reichstag zu Worms zu seinen Worten bekannte: ›Hier stehe ich, ich kann nicht anders als das zu sagen, was ich für mich gefunden habe – unabhängig davon, ob es von den Autoritäten abgedeckt wird!‹

Nun hat es Persönlichkeiten, die sich in dieser Weise mehr oder weniger explizit von der Tradition lösten, immer wieder gegeben. Das Revolutionäre der Renaissance dürfte darin liegen, daß diese Abkehr von hergebrachtem Wissen, Werten und Sehweisen prämiert und schrittweise zu einer gesellschaftlichen Norm erklärt wurde.

Diese Kehrtwendung hin zum Neuen und Außergewöhnlichen entspricht ganz den Erfordernissen des typographischen Informationskreislaufs. Sie widerspricht aber den oralen und skriptographischen Tradierungsformen. Bis in das 15. Jahrhundert hinein war es für die Menschen, die sich aus Büchern informieren wollten, eigentlich immer das Sicherste gewesen, sich entweder – bei

Urkunden und Briefen – das Original oder aber – bei Werken der Gelehrten – eine möglichst alte Abschrift zu besorgen. Jede skriptographische Vervielfältigung und auch jede mündliche Weitergabe führte, je häufiger sie notwendig wurde, desto mehr zu Textzerstörungen und Veränderungen der Mitteilung. Ausführlichste Information versprach man sich vom Original, das freilich im Laufe der Zeit oftmals verlorengegangen war. Größtmögliche Annäherung an dieses Original ließ den meisten Zuwachs an Wissen erwarten und so war der Blick beständig auf die alten Auctoritates und auf die ältesten Ausgaben gerichtet.⁴⁰

Mit der Einführung der Typographie und dem eifrigen Bemühen der Humanisten um Werkausgaben kehrte sich das Verhältnis in der Tendenz um: Jede neue Ausgabe, wenn sie denn seriös veranstaltet wurde, enthielt mehr Informationen, korrigierte alte Fehler und brachte das Wissen über Autoren und Werke auf den neuesten Stand.

Während über den oralen und skriptographischen Kulturen immer die Angst vor dem Vergessen von Informationen schwebte, entwickelt die moderne Gesellschaft eher und durchaus nicht unbegründet eine Angst vor zu großer Datenfülle. Nicht das Vergessen, sondern das Speichern von Informationen wird zum Problem. Mit der Schaffung des typographischen Briefkastens häuften sich jedenfalls die Beiträge, die für unabsehbare Zeit Anschlußmöglichkeiten offen hielten. Bei diesem Medium ist der Mechanismus des Vergessens kaum ausgeprägt. Diese Eigenschaft wurde zwar als ein Vorzug von den Zeitgenossen begrüßt, aber sie hatte auch ihre Nachteile. Um die Zahl der Beiträge nicht ins Unermeßliche wachsen zu lassen, mußte man neue Bedingungen für die Nutzung des Speichers und damit für die Regulation des Informationskreislaufs ins Spiel bringen. Die wichtigste neue Spielregel war eben, daß nur neuartige, aktuelle Informationen in das typographische Netz gegeben werden sollen.

Die Einigung auf »Neuheit« als Anschlußkriterium für die Kommunikation mit Druckerzeugnissen erfordert von den Menschen eine ungeheure Abstraktionsleistung. Natürlich hatte Otho Brunfels recht, wenn er behauptete, daß sein gesamtes Wissen auf dem Vorwissen basiert, das die Menschheit in der Geschichte vor ihm gesammelt hat. Was von ihm selbst »erfunden« wurde und was er

aus anderen Büchern übernommen hat, läßt sich praktisch kaum trennen. Ähnlich fügten selbstverständlich auch die mittelalterlichen Gelehrten den Werken, die sie »zesamen colligierten« oder kommentierten, eigene Gedanken hinzu. So wie man damals über diese neuen Informationsteile hinweg sah, so vernachlässigt man im Druckzeitalter die Abhängigkeit von den überkommenen Wissensbeständen.

Ein Werk nach dem anderen tritt mit der Behauptung auf, »new gefundenes« Wissen zu beschreiben, über »fremdes«, »bisher nie gesehenes« zu berichten oder »wunderbarliches und seltsames« zu vermelden. Nicht nur die »newen Zeitungen«, also die gedruckten Nachrichten über das Weltgeschehen, sondern auch die Fachbücher reklamieren mit immer gleichen Formeln Neuheit für sich.

Im Titel des »*New kreüterbuchs*« von Tabernaemontanus (Frankfurt 1588) heißt es, daß »darinn 3000 gewechß beschrieben vnd angezeigt werde / dergleichen vormals in keiner Sprache nie ans Liecht oder in Druck« gekommen sei. Außerdem würde »vber tausendt experimenten vnd heimliche kuenst angezeigt werden / die in keiner Sprache in Schriften gefunden werden«. »*Eyn new kunstlich wolgegründts visierbuoch*« von Ulrich Kern (Strasburg 1533) tritt mit dem Anspruch auf, daß »dergleichen noch nie gedruckt oder außgegangen« sei. Ebenso liest man es in Heinrich Vogtherrs »*Fremden und wunderbarlichen kunstbuechlein*« (Strasburg 1538). Die stilistische Anweisung von H. Meichsners sei »vormals in keiner Rethoric noch Formular nie vßgegangen«, versichert der Autor 1538 in der Vorrede. Lonitzer schreibt 1557 in der Vorrede seines Kräuterbuchs, er habe »etliche / von sunst noch keinem beschribene gewaeckß / mit eingepflanzt / vnnnd beschriben«. »Nit mit geringem kosten«, betont er, habe er etwas zuwege gebracht, »so noch in keinem Kreuterbuoch bei vns Teutschen bißher außgangen / als ein jeder wol sehe(n) mag / so es mit andern vergleichen wir«. Und wenn schon die Gegenstände nicht neu sind, über die ein Autor berichtet, dann ist es vielleicht, wie bei W. Ryff in seinem Destillierbuch, die »art vnd weise, in der etwas gemacht und/oder dargestellt wird.«⁴¹

Daß diese Selbstbeschreibungen oftmals durch die Fakten kaum gerechtfertigt werden, bestätigt nur die Wirksamkeit der sozialen Norm. Sie wirkt kontrafaktisch, d.h. sie wird selbst dann von der sozialen Gemeinschaft als Richtschnur des Erlebens und Handelns akzeptiert, wenn sie von einzelnen durchbrochen wird.⁴²

Und solange die Norm noch jung ist, muß sie offenbar um so deutlicher betont werden. Heute, wo die Neuigkeit als Integrationsmechanismus für die druckschriftliche Kommunikation eine Selbstverständlichkeit geworden ist, braucht man sie nur noch selten zu thematisieren.⁴³ Sie wirkt, ohne zum Gegenstand der Aufmerksamkeit zu werden.

Künstliche Besserung: Die Fortschrittsidee als Motivationsverstärker

Die Durchsetzung des Kriteriums der ›Neuheit‹ verlief nicht ohne Widerstände. Immer wieder mußten seine Protagonisten gegen die Argumente der mittelalterlichen Schreibkultur antreten.⁴⁴

»*Soltend sich die menschen*«, wehrt sich Ortholf Fuchesperger gegen die Traditionalisten, »*allwaeg allein der ding betragen / die vor jren zeyten warend erfunden oder verhanden gewaest / vnd sich nichts neuws zuo erdencken bemueyt habenn / was hette anders darauß ge folget / dann das niemandt nichts hett erfunden / noch seins laebens zeignuß lassen / vnd wie in anfenglicher grobheit halbenwaeg vihesch muessend laeben*«. ⁴⁵

Die mittelalterliche Kirche teilte keineswegs die Wertvorstellung, daß es »*sich gezimpt etwas neuws das vor nie gewaest / von neuwen zuo erdencke(n)*«. (Ebd.) Noch Johannes Gerson hätte Fuchesperger mit Berufung auf die Kirchenväter, vor allem Augustinus, zweifellos »superbia«, »das Streben nach Selbstbestätigung, die Flucht vor der Unterwerfung« vorgeworfen und in dieser »ein Moment der phantastischen Anmaßung der Einweihung in den Hobeitsvorbehalt Gottes« gesehen.⁴⁶

In seinen »*Lectiones duae contra vanam curiositatem*« hatte der Konzilstheologe zu Beginn des 15. Jahrhunderts noch einmal alle Argumente gegen die »eitle Neugierde« versammelt.⁴⁷ Bekanntlich haben seine Reden und Traktate den Zug der Zeit nicht mehr aufhalten können. Die Curiositas verlor allmählich die negativen Konnotationen, die sie im Glaubensbekenntnis der alten Kirche besessen hatte. Man wertete sie statt dessen als ein ursprüngliches menschliches Streben nach der »besserung« der »erkanntnuß« auf und sah in dieser eine unabweisbare Notwendigkeit für eine Reformation des Gemeinwesens. Diese schon seit langem geforderte politische und soziale »Erneuerung« konnte sich die frühe Neuzeit

nur noch vorstellen, wenn zugleich die »gemeine erkenntnuß« fortschritt.

Letztlich laufen alle Argumente, die für die Rechtfertigung und Prämiierung des neuen Wissens ins Feld geführt werden, auf den Fortschrittsgedanken hinaus. Weil »je einer dem ändern in seinem fürnemen behilfflich gewesen [ist] / vrsach vnnnd reytzung geben [hat] etwas weiteres zu vnderstehn«, befindet Adam Lonitzer, deshalb hat »die herrliche erkantniß ... von tag zu tag zuogenommen«⁴⁸

Schon 100 Jahre vor F. Bacons »*Novum Organum*« sahen die Autoren der gedruckten Fachprosa, daß Erkenntnis und Wissenschaft das Produkt schrittweiser Akkumulation individueller Wissensbestände ist. Ziel ihrer Beschreibung war es, einen Beitrag zum Fortschritt dieses Wissens und darüber vermittelt zur Verbesserung des Gemeinwohls zu leisten.⁴⁹

»Wo ich aufhöre«, hofft Paracelsus, »do hebt der ander an, der drit, der viert etc., solang bis alles [wissen] vere(i)nt wird.«⁵⁰

Diese Ansicht impliziert, daß der Mensch eben nicht schon mit seiner Schöpfung alles für sein Wohlergehen notwendige Wissen mitbekommen hat. Paracelsus verwirft diese Auslegung der Traditionen, der »Ungerechten«, ausdrücklich und plädiert statt dessen für die Notwendigkeit ständigen Forschens nach neuem Wissen: »Man sieht vnd beweist sich öffentlich/ daß der Mensch in die Welt kommen ist ohn alle Weißheit / Verstand vnd kunst aber doch wunderbarliche Werck vollendet / erfunden / erdichtet vnd bewaeret. Dann also seind auch funden worden alle Kuenst so auff Erden seind / gut vnd boß / nuetz vnd unnuetz / etc. Und nit allein das Gerecht / das ist / gerechte Kuenst / sonder auch die Ungerechten / seind beyde erfunden. Nuhn aber so wisset / daß die Ungerechten ihren Grundt gesetzt haben/weiter nichts moege gefunden werden/ dann gleich was gefunden ist/also bleiben: Die Gerechten aber suchen fuer und fuer / vnd wollen ihre Kunst besseren / vnd es geschicht also / das der letzet Bergkman besser dann der Erst/ vnd also mit allen dingen vnder den Gerechten / das ist / die im richtigen Weg handeln.«⁵¹

Von den Argumenten der »Ungerechten« geht in Deutschland zu Beginn des 16. Jahrhunderts schon ein altbackener Geruch aus. »Dann es muoß ein gar sproeder Verstand sein«, befindet Albrecht Dürer, »der jme nit trawet / auch etwas weyers zuerfinden / sondern ligt allwegen auff der alten pan, volgt allein anderen nach / vnd vndersteet sich nichten weiter nachzudencken.«⁵² Denjenigen, die mit den neuen typographi-

schen Medien umgehen, »gebührt« es, »nicht daran zu zweifeln, daß sie mit der Zeit Besseres erfinden mögen«, als es ihren Vorläufern gelungen ist.

Freilich steht jeder, der in dieser Weise neues Wissen veröffentlicht, wiederum am Anfang eines weiteren Zyklus der Informationssammlung und -verarbeitung. Er muß sich darüber im klaren sein, daß auch seine Erkenntnisse in der Zukunft überboten werden. Dies entspricht der neuzeitlichen Überzeugung, daß der Prozeß der Wissenserweiterung niemals abgeschlossen ist.

In immer anderen Varianten drückt Dürer in den Entwürfen zu seinem *»Lehrbuch der Malerei«* die Überzeugung aus: *»es werd noch herfür kumen mencher treflicher man, dy all woll vnd pas van der kunst werden schreiben vnd lernen dan ich eins kleinen ferstantz. Wolt gott, daz möglich wer, daz ich jtz jr gute werck zu meiner pessrung sehen möcht, der dy noch nit geporn sind.«*⁵³ Den Nachgeborenen muß es überlassen bleiben, die eigenen Beschreibungen und Argumente zu verbessern, *»dann die yrrung ist schier in allen meynungen / darumb wie gut wir ein werck machen (/) noch moecht es allweg besser gemacht werden.«*⁵⁴ Für die Neugierde gibt es keine natürliche Grenze. Die *»Kunst«* ist *»gewißlich ein vnerschoepffliche brunnen- quell / die nimmer gar außgeforscht / vnd gnugsam heraußgestrichen mag werden.«*⁵⁵ Die Idee eines abgeschlossenen Korpus von Wissen, welches im Grunde kaum mehr verbessert, sondern nur noch besser angeeignet werden kann, ist dahin.⁵⁶ Auch der Wissenskanon der Auctoritates bildet nur eine Stufe innerhalb der Akkumulation des Wissens. Und diese Akkumulation wird als endlos angesehen. Sie besitzt einen offenen Horizont. Für den Fortschritt der Erkenntnis läßt sich kein anderes Erfolgskriterium angeben als die beständige Wiederholung der Veröffentlichung von neuem Wissen.

»Ich mein«, bejubelt Dürer im Jahre 1508 oder 1509 die Mechanismen der typographischen Informations- und Kommunikationssysteme, *»ich wöll hy ein klein fenerle an tzünd. So jr all merung mit künstlicher pessrung dartzu thüt, so mag mit der tzeit ein fener daraws geschürt werden, daz durch dy gantz welt leucht. Item ein jtlicher, der mich hört, der vnder ste in seinem werck dyse mein meinung zu pesseren, so würt noch vill künst gefunden vnd beschriben zu pessrung dem malen. ...*

Doch so will ich daz wenig, das ich gelernt hab, so vill ich mag, an dag lassen kumen, awff [daß] ein pesserer dan ich pin, sein er [Ehre, Kunst] rett vnd

*mich vm mein jrtum mit seinem gegenwertigen werck benieslich stroff. Des will ich mich frewen, vnd dorum das ich dannocht ein vrsach pin, das solche worheit an dag kumt.»*⁵⁷

**Mit Büchern ›reytzen‹
Die Übertragung des Wettbewerbsgedankens
auf die Kommunikation**

Dürers Anlehnung an Lukas XII »Ich bin kommen / das ich ein Feuer anzünde auff Erden / Was wolt ich lieber / denn es brennet schon? Aber ich mus mich zuuor teuffen lassen / mit der Tauffe / Vnd wie ist mir so bange / bis sie volendet werde?« mag nicht ganz zufällig sein.

Luther interpretiert diese Stelle in der Randglosse seiner Bibel (Wittenberg 1545) mit: »das ist / ich wil einen vnfried anrichten / durchs Euangelium etc. Vnd wolt es were schon geschehen. Aber ich mus zuuor mein leben daran setzen / Vnd mich verlange darnach.« Hier drückt sich nicht nur die Angst und Ungewißheit über den Fortgang der ›Aufklärung‹ resp. der ›Verkündigung‹ des Evangeliums aus, sondern es wird auch vorausgesagt, daß ihre unumgängliche Bedingung und Folge die Zwietracht ist. »Meinet jr / das ich her kommen bin Friede zu bringen auff Erden? Ich sage nein / sondern zwi tracht. Denn von nu an / werden fünff in einem Hause vneins sein / drey wider zwey / vnd zwey wider drey. Es wird sein der Vater wider den Son / vnd der Son wider den Vater / die Mutter wider die Tochter / vnd die Tochter wider die Mutter / die Schwiger wider die Schnur / vnd die Schnur wider die Schwiger.« (Luk. XII)

Dies ist nur eine andere Formulierung für den Gedanken des Wettbewerbs der Generationen, den Dürer und seine Zeitgenossen im typographischen Medium eröffnen wollen. Jede Darstellung von Wissen, jedes Fachbuch wird der Kritik der Nachkommen ausgesetzt. Das Gegeneinander der Meinungen der Generationen erscheint als Motor für den Erkenntnisfortschritt. Jede Information, die in den typographischen Kreislauf eingegeben wird, soll andere ›reytzen‹, wie der terminus technicus der Zeit lautet, diese Informationen zugleich wieder zu überprüfen und wenn es Not tut, zu verbessern. Die Mitteilung ist ein Reizmittel – diese aggressive Konnotation betont die Bibel unmißverständlich. Das

16. Jahrhundert blickt vorzugsweise auf die Erleuchtung, die das Feuer in die Dunkelheit des Unwissens bringt. Es interpretiert die ›Reizung‹ als einen eher friedlichen ›Wettbewerb‹.⁵⁸

Damit ist das wichtigste Prinzip genannt, welches nicht nur den Wirtschafts-, sondern auch den typographischen Informationskreislauf anheizen soll. Hier liegt gleichsam ein Motivationsverstärker für die Menschen. Man beteiligt sich an der Kommunikation in den neuen Medien, um in den Wettstreit mit anderen Zeitgenossen und vor allen Dingen mit den Vorfahren zu treten und dabei Ruhm (Fuchesperger) oder sogar Geld zu ernten.

»Darumb hab ich angefangen ander zu reytzen / auch etwas zu machen das ein gedechtnus nach vns beleib vnd vnser nam«, erklärt W. Schmid die Motive, die ihn dazu veranlaßten, ein Geometriebuch für den gemeinen Mann herauszugeben.⁵⁹

Fabian Frangk möchte »dem lauffenden roeßlin« durch die Herausgabe seiner ›Orthographia‹ (1540) die »spore(n) ... geben« und seinen Lesern eine »anreitzung« sein, »weiter nach zuo fragen zuo dem besten«. Was in seinem Werk »guots« ist, sollen sie »annehmen, was böse ist, vermeiden«. Er sieht also durchaus Schwächen in seinem Werk, die den Leser anspornen können, in den Wettbewerb einzutreten. Informativ aber sind in dem neuen Kommunikationsmodell nur die neuen Mitteilungen: »Nachthuon ist kleyn / aber vorthuon ist eyn Kunst / ist das gemein sprichwort!«⁶⁰

Johannes Agricola hat die Hoffnung, daß durch seine ›Sprichwörter-sammlung‹ »doch etliche vnter vnsern Deutsche(n) moechten gereytzt werde(n) / yhrer foreltern fusstapffen nachzuwandeln«. (1528, Vorrede)

In den Wettbewerb einbezogen werden gleichermaßen die Vorfahren wie auch die Nachkommen. Im Hinblick auf die Nachkommen erscheinen Ickelsamer seine eigenen Werke auch als ein ›Verursacher‹. »Damit ain vrsach zuogeben anderen / die es bas [besser] koennen / die teutschen jre sprach recht zu lehren«, bringt er jedenfalls seine ›Teutsche Grammatica‹ heraus. (Ausz. A, A3b) Die Aneinanderreihung der Mitteilungen im typographischen Kreislauf erscheint den Zeitgenossen als eine andauernde Verkettung von Ursache und Wirkung. Jedes Buch ist die kausale Folge eines vorhergehenden und es wird selbst zur Ursache für nachfolgende Veröffentlichungen.

Daß es mit diesem Mechanismus auch zu einer Akkumulation des Wissens kommen kann, wird nur plausibel, wenn man sich vorstellt, daß nicht mit jedem neuen Beitrag die älteren vergessen werden. Nur wenn sowohl die neuen als auch die alten (wahren) Beiträge akkumuliert werden, wächst die *»erkantnus«*. Ansonsten folgt auf jede neue Erkenntnis das Vergessen von irgendeiner alten. Und eben diese Gefahr bestimmte das Bewußtsein der antiken und der mittelalterlichen Gesellschaften, nachdem sich die erste Euphorik über den Einsatz der Buchstabenschrift gelegt hatte. Erst mit der Erfindung: des Buchdrucks konnte sich in den Köpfen der Menschen die Vorstellung festsetzen, daß tatsächlich ein ewiges Speichern von Informationen möglich ist. So wie die Kapitalakkumulation als Ziel des Wirtschaftens akzeptiert wurde, so sah man in der Wissensakkumulation das Ziel der typographischen Informationsverarbeitung. Dieser Optimismus ließ sich nicht nur herbeireden. Er fand Nahrung in sichtbaren Entdeckungen und Erfindungen, der fortschreitenden Kapitalbildung und natürlich vor allem in der gewachsenen Speicherleistung der typographischen Medien.

Man war es gewohnt gewesen, die eigenen Werkzeuge und die eigenen Fähigkeiten immer wieder mit denjenigen der antiken und einiger weniger mittelalterlichen Autoren zu vergleichen. Über die Jahrhunderte hinweg hatte man diese Vorfahren als übermächtig erlebt. Nun, nachdem deren Leistungen in den Druckwerken »aktenkundig« wurden, gewährte man, daß es viele Künste gab, die, wie z. B. die Perspektivlehre, *»bei den alten malern vnd kuenstlern / vnbekeantlich vn(d)uissend«* gewesen waren.⁶¹

Eine solche *»herliche vast nützliche vnd notwendige kunst«* wie etwa die Destillierkunst ist nach Meinung von W. Ryff *»den alten Griechischen artzten vnd Philosphen vubekannt gewesen / vnd ein newer fundt vnd auffbringers der nachkommenden«*.⁶²

Loniczer bemerkt 1557, daß *»die gebranten wasser nit allweg im brauch gewesen / vnd den alten Ertzaertzen / als Hypocrati / Galeno / vund jren nachkommen vbekeant«* gewesen seien. Er sieht in ihnen vielmehr ein »Inuent der Alchimisten«. Hieronymus Brunschwygk, dem »Empirico zu Straßburg« schreibt er das Verdienst zu, *»zu erst dise kostbarliche kunst [der Destillierung] bescribe(n) / vnd ann tag geben«* zu haben.⁶³

»In summa«, so faßt ein Zeitgenosse die Grundstimmung zusammen, »alle gute Kuenst werden je lenger je mehr gebessert«. ⁶⁴

Daß auch in »diser zeit / in welcher alle kuenst / vnd scharpffsinnige erfindung / von tag zu tag je hoeher gebracht werden« möglicherweise ältere Kenntnisse und handwerkliche Verfahren in Vergessenheit gerieten, zog die Mehrheit der Autoren nicht in Betracht. ⁶⁵

Bemerkenswert weitsichtig verhält sich inmitten der Fortschrittseuphorie Paracelsus. Er zieht aus der Beobachtung, daß sich alle Tage vieles ändert, ganz andere Schlußfolgerungen. In seiner Philosophie verändert die Zeit Menschen und Dinge gleichermaßen:

»Die zeyt ist scharpff / dann sie gibt alle stundt etwas news / zu gleicher weiß wie des Menschen gedanken / die alle stundt anders vnnd anders seind.« ⁶⁶ Weil dies so ist, sind die Menschen gezwungen, beständig über sich selbst und über die Natur neu nachzudenken: »was nutzet de' Regen der vor tausent Jahren ist gefallen? ... vff das jetzig sollen wir sorgen vnd nicht auff das vergangen«. ⁶⁷ Insofern teilt er die Kritik seiner Zeitgenossen an vielen Erkenntnissen der alten Autoritäten. Er plädiert vehement dafür, daß jede Generation ihre eigenen Erfahrungen sammeln muß. Aber er ist zurückhaltend gegenüber dem Konzept der Wissensakkumulation. Weil sich die Konjunktion der Sterne und die Natur »allweg« verändern, deshalb wird altes Wissen beständig nutzlos! Es mag zwar gespeichert werden, aber da seine Zeit vorbei ist, hat es sich überholt. Nicht mehr, sondern immer anderes, der Zeit angepaßtes Wissen gilt es zu gewinnen.

Da diese Argumentation vom Zeitgeist nicht aufgegriffen wurde, aber dennoch bis in die Gegenwart bedenkenswert geblieben ist, mag Paracelsus noch einmal ausführlich zu Wort kommen. Als »Ursache«, die ihn »zwingt«, »neue Kranckheiten« zu suchen, führt er in der Verteidigung seiner Gesundheitslehre aus: »Damit ich euch weiter Vnterricht / von wegen der neuen kranckheiten / so ich meldt in dem oder andern wegen / sein auch mehr Vrsachen / So neue kranckheiten zusuchen zingt: Als nemlich/ der Himmel ist alle tag in newer wirckung / verendert sich taeglich in seinem wesen: Dann vrsach / Er gebet auch in sein alter. Dann zu gleicher weiß / ein Kind das geboren wirt / das endert sich gegen, seinem alter / je weiter je vngleicher der Jugendt / biß in den Terminum deß Todes. Nuhn ist der Him(m)el auch ein Kind gewest / bat auch ein anfang gehabt vnd ist in das Endt predestinirt / als der Mensch / vnd mit dem Todt vmbgeben / und verfasst. So sich nun ein jedlich ding in das alter endert / so endern sich

auch dieselbigen werck: So nun enderung der werck da sein / was nuetzet mich dann die reden der jungen Kindt? Darumb red ich von der jetzigen Monarchien / von wegen deß Alters deß Firnaments / vnnd der Element. Weiter auch so ist vorhanden ein solche meinung des volcks / Vnd solche Vermischung vnder ihnen durch einander / mit allem wandel der menschen / in fleischlichen begir- den / als vor nie gewesen / so lang die Welt gestanden ist. Darauf folgt nun ein solche pressura gentium, dergleichen auch nie gewesen ist: Also folgt auß dem auch ein Arzney / die vor nie gewesen ist. Darum mag sich der Arzt deß nicht behelfen / der da spricht / ich behilff mich der Buecher die vor zweytausend jaren geschriben sind. Es sind nimmermehr dieselbigen Causae ...»⁶⁸

Hier ist weniger von Fortschritt als vielmehr von der ewigen Verän- derung der Natur die Rede. Sich auf diese Veränderung einzustellen, bildet die »unerschöpfliche« Aufgabe der Menschen.

**Zensur und Datenschutz:
Der Eingriff des politischen Systems
in den Informationskreislauf**

**Die Politik und die Grenzen
des typographischen Systems**

Soll das Geschehen in den typographischen Netzen nicht vollständig dem freien Spiel der ökonomischen Kräfte überlassen bleiben, so müssen politische und/oder juristische Maßnahmen ergriffen werden, um die Nachrichtenwege zu reglementieren. Alle Maßnahmen, die Einfluß auf die Veröffentlichung oder den Schutz von Daten nehmen, sind Interventionen von außerhalb: Die Umwelt greift in Kommunikations- oder Informationssysteme ein, die sich an und für sich auch selbst regulieren können.

Schon jede territoriale Begrenzung der typographischen Kommunikationssysteme muß durch externe, politische Machtmittel erfolgen. Die Marktwirtschaft und mit ihr auch die Buchproduktion, -Verteilung und -konsumption tendiert, wie in den vorigen Abschnitten gezeigt, zu globaler Ausweitung. So wie der nationale Markt durch künstliche politische Barrieren von den Märkten anderer Nationen abgeschottet und durch geeignete Gesetze im Innern reguliert wird, so wird auch der Informationskreislauf durch politische Interventionen in nationale Bahnen gelenkt.

Da die typographischen Netze im Gegensatz etwa zu den heutigen Telephon- und Computernetzen nicht durchgängig technisiert waren und sind, kamen und kommen für die Steuerung des Informationsflusses keine technischen Manipulationen in Frage. Man kann nicht durch Relais und Knopfdruck bestimmen, in welchen Bahnen sich Druckerzeugnisse an welche Schnittstellen/Kunden bewegen. Notwendig war und ist vor allem die Entwicklung von Programmen, die es ermöglichen, die Menschen, die die Drucke produzieren, verbreiten und verkaufen, sowie deren Beziehungen zu den technischen Geräten und zu den Informationen zu beeinflussen. Solche Programme haben üblicherweise die Form von Gesetzen oder Verordnungen.

Alle diese Programme haben einen sekundären und im Grundsatz negativen Charakter: Sie schränken die in dem Informationssystem im Prinzip gegebenen Handlungsmöglichkeiten ein. Dieser restriktive Grundzug drückt sich in der Bezeichnung des wichtigsten politischen Steuerungsinstruments, der ›Preß-‹ oder ›Pressezensur‹, deutlich aus.

Schon die erste ›förmliche Ermächtigung zur Ausübung kirchlicher Zensur über gedruckte Bücher‹, ein Breve von Papst Sixtus IV. vom 17. März 1479, richtet sich keineswegs gegen die Prinzipien der typographischen Kommunikation überhaupt, sondern sie gewährt nur das Recht, bestimmte Informationen, ›häretische Schriften‹, zu unterdrücken.⁶⁹

Ähnlich beschränkt sich auch der Mainzer Erzbischof Berthold von Henneberg in seinem Zensuredikt von 1485 darauf, die Übersetzung von fremdsprachigen Texten ins Deutsche zu kontrollieren.⁷⁰

Maximilian I. erließ 1512 ein Mandat, welches die *»den Juden förderlichen, dem Christenglauben nachteiligen Bücher des Dr. Johannes Reuchlin«* mit Druck- und Verbreitungsverbot belegte.⁷¹ Und auch die Stoßrichtung der päpstlichen Zensurbestrebungen – und jener von Karl V. – war natürlich seit dem 16. Jahrhundert vor allem gegen die Schriften Luthers und seiner Anhänger gerichtet.⁷² Umgekehrt versuchten die reformierten Landesherren, die Beschickung des typographischen Speichers in ihrem Sinne zu beeinflussen. Man machte den Druckern katholischer Schriften das Leben schwer oder verbot die *»verworfenen Irrigen falschen bucher«* des Flacius Illyricus und seiner Anhänger, die sich angeblich *»für öffentliche Feinde dieser [lutherischen] Kirchen undt Schulen Ruemen.«*⁷³

Im Laufe der Zeit verfeinerten Kirche und weltliche Herrschaft ihr Steuerungsinstrumentarium. Man bestimmte, welche Form die Drucke, insbesondere die Titelblätter, hinfort besitzen sollten. So fordert der Abschied des Reichstags zu Augsburg (1530), daß *»des Truckers Nahmen und Zunahmen, auch die Stadt, darinnen solches gedruckt mit nehmlichen Worten«* in den Werken *»gesetzet«* sein soll.⁷⁴ 1548 wird die zusätzliche Nennung der *»Autoren oder Dichter«* der Bücher und an anderen Stellen auch die Angabe des Erscheinungsjahrs gefordert.⁷⁵

Man versucht weiter, die Anzahl der Druckereien und ihre regio-

nale Verbreitung zu beeinflussen. In Sachsen etwa soll nach dem Willen des Kurfürsten »an keinem andern orte dann zu Wittenbergk, Leiptzigk und Dressden, Buchdruckereien zu halten vorstattet werden.«⁷⁶ Dies richtet sich natürlich vor allem gegen die vielen kleinen Betriebe, die sogenannten »Winckeldruckereien«, die mit dem Mandat »stracks abgeschafft sein sollen« (ebd.).

Man bestimmt, welche Informationen aus dem Ausland über die Grenze gebracht und in das eigene Netz eingespeist werden dürfen. »Damit aber sie [die Buchhändler] wissen«, heißt es etwa in dem bayerischen Religions-Mandat vom 30. Sept. 1569, »was sie für Bücher ins Landt bringen, vnnd darin verhandlen mögen. So wollen wir vnser vorig offen Mandat, wölches Anno, etc. 65 allenthalben publiciert worden ist, wider zu gemüt geführt haben, das bringt mit, das kein Buchführer, Er sey wer vnd er wöll, Inwohner oder Außlander, durchauß kein Buch inn Glaubens sachen ins Landt bringen solle, Es sey aintweders zu Ingolstadt, München, Dillingen, Meintz, Löffen, Freyburg im Preißgaw, Inßprug, Löwen, Anttorf, Paris, Leon, Rom, Venedig, Florentz, Bononi vnnd inn Hispania getruckt worden.«⁷⁷ Offenbar ging man davon aus, daß die Drucker in den genannten Orten besonders gut im Sinne der katholischen Lehre »visitert« werden. »Alles was anderer orten inn Teutsch oder Welschlanden, auch inn Frankreich vnd Engelland getruckt wirdet, sollen sie meiden vnd fliehen!« (ebd.)

Allenthalben vermochten die politischen Mächte auch Einfluß auf die Person des Druckers, Buchführers und -händlers zu nehmen. Durch verschiedene Mechanismen: die Gewährung oder den Entzug von Arbeitserlaubnis, die Einführung des »leiblichen Eids« u. a., ließ und läßt sich das Marktgeschehen im Sinne der »policei« beeinflussen.⁷⁸

Kaum ein einschlägiges Mandat, das nach etwa 1530 in Deutschland erschien, versäumte es, direkten Einfluß auf die Informationen zu nehmen, die in das typographische Netz gehen. Neben den schon erwähnten Restriktionen gegen »abweichende« religiöse Meinungen sind es vor allem zum einen Informationen über politische Repräsentanten und Vorgänge, die einer verstärkten Kontrolle unterzogen werden. Zum anderen betrachtet die Administration mit wachsendem Mißmut die ihrer Meinung nach zu freizügige Darstellung der Beziehung zwischen den Geschlechtern in der Literatur. In speziellen Artikeln wird in Gerichtsordnungen

und Reichsabschieden gegen »Schmachschriften, zu Latein libel famosus genannt«, vorgegangen.⁷⁹ »Aufrübrischen Tractatus, Gemälden, neuen Zeitungen und Pasquillen« wird vorgeworfen, daß sie das Ansehen der Churfürsten, Fürsten und Ständ, ja auch Unsere Kaiserliche Person selbst ange- tastet haben. Dadurch sei »ein solch Mißtrauen und Verhetzung zwischen allerseits hohen und niedern Ständen erwecket, welches wol unversehenliche Empörung und viel Unbeyls verursachen möchte.«⁸⁰ Die Zurückdrängung »staatsgefährdender« Meinung, aber auch der Schutz der Person vor übler Nachrede, mögen hier die Motive gewesen sein. Geschützt werden sollte nicht nur die Person, sondern auch die Jugend – vor allem vor den Informationen, die man für sittengefährdend hielt. Dazu zählte man eine Vielzahl »ergoetzlicher, lustiger« und »kurtzweiliger« Traktate. »Vulgares libri«, die »kein andere materi nitt haben/dann allain von kriegem vnnnd buolschafften« zu erzählen, die nur »darzu geschriben« sind, »das yе vonn müssigen weyberen vnnnd männern gelesen werdend«, riefen das »Policy-Regiment in den Städten seit dem 16. Jahrbundert« beständig auf den Plan, weil dieses »für sich einen ganzheitlichen Erziehungsauftrag gegenüber der Stadtgesellschaft beanspruchte.«⁸¹ Entsprechend ordnete sich das Vorgehen gegen die Literatur und Gemälde in die städtische oder landesherrliche Gesamtpolitik ein. So wie man die Gewerbe oder auch die Kleidung ordnete, so schützte man auch die Daten – entweder überhaupt vor einer Veröffentlichung in den neuen Medien oder aber vor dem Zugriff bestimmter Personen- gruppen. Auch die katholische Kirche erlaubte die Lektüre häreti- scher Schriften einem bestimmten Personenkreis, von dem sie an- nahm, daß er aufgrund seiner Schulung gegenüber den Irrmeinungen nicht anfällig ist.⁸² Und ähnlich hielt man es mit den Gelehrten in den Universitätsstädten. In einem Erlaß an die Universität Tübingen, »den Verkauf sectiererischer Bücher betreffend« fordert Herzog Ludwig von Württemberg 1593 die »Rektoren, Kanzler, Doktoren und Regenten« zunächst auf, darauf zu achten, daß »keine Sectische vnnnd irrige Buecher, wie auch die schmach- vnnnd lesterschriften vnnnd Famoßli- bell der Jesuiter vnnnd Iresgleichen (darinnen mann von der Religion vnnnd den strittigen puncten auff die Personalia [!] kommet vnd dardurch die Theologos verhaßt machet) fayk« gehabt und verkauft werden.⁸³ Sodann werden Einschränkungen formuliert:

»Nachdem man aber sollicher [irriger] Scriptorum nit gar manglen kban,

sondern selbige auch bey der Handt haben muß, damit man der Aduersariorum Argumenta vnnd ire Calumnias wissen vnnd inen desto baß der notturft nach begegnen vnnd sie abfärtigen künde, So mögen Ir allein dem Buchtruckher Georgio Gruppenbach erlauben vnnd bevelhen, von jedem sollichem scripto auf der Meß ein Exemplar, Zwey, vnnd nit mehr (anderst dann wie hernach volgen württ) zuobringen vnnd selbige alsbald euch zuoantwortten, solche im Fall der Noth haben zugebrauchen, angesehen die bißweilen gar abgehn vnd hernach fueglich nit mehr zubekommen seyen.» (ebd).

Auch inkriminierte Informationen dürfen also typographisch gespeichert und von einem bestimmten Personenkreis und unter bestimmten Bedingungen, die in dem Erlaß im Anschluß genannt werden, benutzt werden. Die Zensurbestimmungen dienen durchaus auch der Steuerung der Informationsverteilung. Sie sind keineswegs nur ein Gegenstück zum Vergessen in den oralen Kulturen und zur physischen Vernichtung der wenigen Manuskripte in den Schriftkulturen.

Die Privilegierung von Druckern und Verlegern: Ein weiteres Instrument zur Ausgestaltung der typographischen Netze

Nicht nur durch Verbote, sondern auch durch die gezielte Gewährung von Vergünstigungen ließ sich Einfluß auf den Informationskreislauf nehmen. Man machte etwa einzelne Drucker zu »offiziellen Ratsdruckern oder Hoflieferanten oder gewährte ihnen das alleinige Recht auf die Verbreitung von bestimmten Theologica. Solche ökonomischen Hebel paßten sich unauffällig in das Marktgeschehen ein, aber beeinflussten es nicht weniger effektiv als die Verbote. Nach der Devise »Wes Brot ich eß, des Lied ich sing«, ließ sich in einer den neuen wirtschaftlichen Verhältnissen vorzüglich angepaßten Weise das Nachrichtenwesen steuern.

Das wichtigste formale Instrument, welches zur Verstärkung funktionaler Beziehungen zwischen dem politischen und dem ökonomischen Subsystem im 15. Jahrhundert entwickelt wurde, ist die »Privilegierung« von Werken von Autoren oder Druckern durch politische Gewalten. Die Privilegierung kann als eine Anwendung des allgemeinen wirtschaftssteuernden Patentrechts auf die spe-

ziellen Verhältnisse des gewerblichen Presse- und Nachrichtenwesens angesehen werden. Sie stellt die Vergesellschaftung von Informationen (Erfindungen) und/oder von technischen Werken, die als »nützlich« für das Gemeinwohl der Gesellschaft angesehen werden, unter den besonderen Schutz der politischen Macht. Die damit einhergehenden Vergünstigungen wirken als Motivationsverstärker für die Individuen. Sie greifen in das selbstregulierende Wirtschafts- bzw. Kommunikationssystem ein, in dem sie etwa Wettbewerbsgesetze partiell und temporär außer Kraft setzen.

Die Entwicklung und der Sinn dieses Instruments lassen sich leichter veranschaulichen, wenn wir uns noch einmal an die Geschichte des Pesttraktats des Ulmer Stadtarztes erinnern. (Vgl. 4.3)

Steinhöwels Intentionen dürfte es ursprünglich entgegengekommen sein, wenn seine Werke an anderen Orten nachgedruckt und somit »gemein« gemacht wurden. Nachdruck förderte die Verbreitung seiner Ideen, ohne daß er selbst viel dazu tun mußte. Auch Johann Zainer, dem Drucker, mochte es gleichgültig sein, ob in entfernten Orten ein ähnliches Werk erschien oder nicht. Sobald Drucker und/oder Autoren allerdings diese Orte selbst vermittelt über Buchführer als Absatzmärkte eingeplant hatten, veränderte sich die Lage. Erst recht problematisch wurde es schon in der Inkunabelzeit, wenn zwei Offizin in einer Stadt das gleiche Werk druckten. Notwendigerweise mußten sie dann um die Käufer konkurrieren. Dies wird auch zwischen Konrad Dinkmut und Johann Zainer in Ulm um 1482 der Fall gewesen sein, die dort beide Steinhöwels Pestbüchlein herausbrachten.

Nur spekulieren kann man darüber, ob Dinkmuts Folioausgabe andere Käuferschichten als die Quartausgabe(n) Zainers ansprach. Sicher ist aber, daß die Erstdrucker bei ihren Kalkulationen schlechter als die Nachdrucker dastanden. Es war schwieriger, Manuskripte neu zu setzen als schon ausgedruckte Texte umzusetzen. Der Drucker konnte von vornherein leichter seinen Arbeitsaufwand abschätzen, dem Setzer wurde Lesen, Zeilenausgleich, Umbruch u. v. a. m. erleichtert. Noch mehr vergrößerte sich der Vorteil der Nachdrucker, wenn es um Werke ging, die mit Holzschnitten ausgestattet waren. Hier ließ sich eine ganze Arbeitskraft, der Künstler nämlich, der die Bilder zu entwerfen

hatte, einsparen. Man nahm stattdessen den »Vordruck«, pauste ihn auf den Holzstock ab und ließ ihn von einem Formschneider nachschneiden. Selbst wenn man die Vorlage nicht seitenverkehrt auflegen konnte oder wollte und damit auch der Holzschnitt im Nachdruck seitenverkehrt erschien, so störte dies doch in den seltensten Fällen.

Es ist kein Wunder, daß sich geschädigte Drucker und die mit ihnen verbundenen Autoren nach Mitteln und Wegen umsahen, diese Form von »unlauterem Wettbewerb« zu beenden. Und als ein solcher wurde der Nachdruck gegen Ende des 15. Jahrhunderts empfunden. »Nicht, daß ich begehre, daß mein Werk niemand nachdrucken soll«, schreibt Hieronymus Brunschwygk 1500 und 1505 in den Nachworten zu seinem »Destillierbüchlein«, »man soll es vielmehr nachdrucken, aber nach einer angemessenen Zeit«, – dann nämlich, wenn der erste Drucker seine Auflage vollständig abgesetzt hat.⁸⁴ (Vgl. Abb. 57) Ein solcher Zeitraum war bei seinem zuletzt erschienenen Buch nicht eingehalten worden: im Juli 1497 erschien ebenfalls bei Grüninger seine »Cirurgia«, noch im Dezember des gleichen Jahres wurde das mit Holzschnitten illustrierte Buch in Augsburg von Schönsperger nachgedruckt. Wütend schimpft der Straßburger Publizist über die »kleine Vernunft« und den »gedankenlosen Geiz« des Nachdruckers. Er habe seinen Plan zunichte gemacht, »alle Jahre ein Buch zu machen, zum Nutzen der Leser und ihm persönlich zu Ehre«. Möglicherweise wollte Grüninger kein neues Werk Brunschwygks in sein Verlagsprogramm aufnehmen, ehe nicht die vorangegangene Auflage verkauft worden war. Jedenfalls existieren aus den Jahren 1498 und 1499 keine Bücher des fleißigen Schreibers. Brunschwygk vergleicht das Verhalten der Nachdrucker mit dem des Bauern in der weit verbreiteten Fabel, der seine Gans schlachtet, weil sie ihm täglich nur ein und nicht, wie erwünscht, zwei goldene Eier legt.⁸⁵ Rasches Nachdrucken scheint ihm die Produktivität sowohl der Drucker als auch der Autoren zu gefährden. Ein maßvoller Gewinn sollte beiden zugestanden werden. Wie der Adler die Reste seiner Beute mit anderen Vögeln teilt, so erklärt auch Brunschwygk sich bereit, seine Werke, wenn sie ihn ernährt haben, auch anderen zur Nutzung und Weiterverbreitung zu überlassen.

Du geleter wie mit

kleiner vernunft dein gemüt begabt vñ ge-
ziert ist/so du nit in gedencke bist/die wort
vñ ler der alten/das oft vñ dick durch
üßerflus des gyz das vñ durch dz wenig
vñ das gewys durch dz vñgeuys verlo-
ren würt. Als ein geschach der da her ein
gang die im allen tag ein güldin ey was le-
gen die er edel ließ/als die tag vergangen
ware als vil er s eyer funde her sein gemüt
durch kurz freid in lert vñ truren belet
ward/als den die mir nach getruet habet
das büch d Cirurgia mir dar vñ nit so vil
wordt ist das ich ander mein geschefte vñ
der wege ließ/in alle iar ein büch mache da
vñ sie nutz vñ ich er habe michte vñ nit
in gedencke seint d stock der eyer ich noch
hab/ob mir das mit dysem geschefte/war-
lich ich dir sag das wys vñ d ey du habet
dyt/der darter mir selber behaltet ich in
ouch zeigen bin. Ob du aber in gedencken
bist/ich das thū vñb gewyns willen ist zū
schen vñ d weisen sind mir selbs schad/
die vernünftigen das wol erkennen. So
geschicht dir vñd mir als dem hund/der
in seine mund tragen was ein styck fleisch
durch den bach/als er d wyder scheit er-
sche das mul vñt her das zū fassen/das ge-
wys zū dem vñgeuysen verloet ward. Ob
aber dz nit geschicht/so wil ich mit hilff des
almächtigen gottes furbas alle iar ob mir
die gesundesheit ver lissen würt/mein lübe-
rige zeit vñtrübe zū trost vñ hilff d frantze
zū nutz vñd er den mensche/nit das ich be-
geen bin dz es nyemans nach trucken sol-

ia man sol das nach trucken zū zimliche zeit
ten als du selber wol betrachte dist. Lir me
dan das ich müg das furbas volbringen/so
gedürt mir zū thūn als d adier/alle die wil
er spys habe ist allen andern vogeln er mit-
teilt/so er aber nit haben mag/so müssen
sie al endern vñd der nechst ist sein speis
Lir on versachspacht der hoch vñd wolge-
lert docter in beiden rechten Sebastianus
krant. Hie mit volendr das büch genant
lieber de arte distillandi de simplicib von
Jeronimo kuntschwyg mit groffer müe
vñnd arbeit so ich dar mit geßet hab ob
vñ. iaren got dem vatter vñnd den sun
vñd dem heilige geist sei lob vñnd dancck
gesagt in dem höstē tron der da ist on an-
fang vñd on end alpha et o ouch denē die
mir solliche gegint vñd gegete vñd vñ dē
ich es gesehen vñd geleter hab/darumb bil-
lich ist das ich das furbasser teile vñ geße
sol allen denē die sein noturfft werdent ob
in iemer etwas gūz oder nutz dar von ge-
schicht das sie got vñd Maria sein würdi-
ge mütter vñd alle ließen heiligen für mich
wellent bitten vñd dyse kunst vñd wasser
geben den armen mensche die ander erz-
ney nit wol zū bezalen haben vñ das der al-
mechtig ewig got ein wol gefalle in disem
werck habe werd vñd die arme elende best
haffrige mensche getröst werden. Vñ ist
das büch in d kaiserliche freyen star Stras-
burg getruet durch den wol geachtē Joh-
hannē grüeningger in dem apprel Als mā
zale vñ der gebart Christi fünffzehenhū-
dert vñd. v. Jar.

Abb. 51: Die Problematik des Nachdrucks in der Inkunabelzeit:
aus der Schlußrede H. Brunschwygks in seinem »Liber de arte distillandi«,
Straßburg 1505

Läßt man dem Adler seine Speise nicht, so darben auch bald die anderen Vögel oder werden gar seine Beute. Wechselseitiges Nachdrucken ruiniert die ökonomische Basis des Druckgewerbes, so lautet seine Lehre aus seinen persönlichen Erfahrungen mit dem Nachdruck.

Diese Argumentation scheint auch den kirchlichen und weltlichen Landesherren sowie den Magistraten der Städte eingeleuchtet zu haben. Sie erklären sich nach der Jahrhundertwende zunächst vereinzelt, aber seit den 20er Jahren überraschend schnell und einhellig überall in den deutschen Landen bereit, Druckern Privilegien für ihre Werke auf eine bestimmte Zeit, meist nicht länger als zehn Jahre, zu gewähren. Nachdruck wird während dieses Zeitraums mit Strafen und mit Konfiszierung der nachgedruckten Ware bedroht. Selbstverständlich galten solche auf Verlangen der Drucker ausgestellten Privilegien nur für das Hoheitsgebiet der betreffenden Herrschaft. Wollte man sich weiträumig vor Nachdruckern schützen, so mußte man bei verschiedenen Mächten um Privilegien nachsuchen. Man konnte sich auch, wie das Michael Isingrin aus Basel für seine Werke tat, an den Kaiser wenden. In der *Abbildung 52* ist das Privileg faksimiliert, welches ihm Karl V. 1539 für sein Verlagsprogramm gewährte.

Weil dem Kaiser nicht nur der Schutz der Grenzen, sondern auch die Wohlfahrt des Handels obliegt, so heißt es dort, hat man sich zur Privilegierung dieses Buches entschieden. Dieser Schritt ist um so leichter gefallen, als es sich bei diesem Buch nicht um eine gewöhnliche Ware, sondern um Informationen, Wissen, handelt. Die freien Künste sind der »gemeinen Gutheit« besonders dienlich. Aus ihren Büchern fließen, wie aus einem »unerschöpflichen Brunnen die aller schönsten Exempel unseres ganzen Lebens, die gewissesten, sichersten und rechtschaffensten Ratschläge«. Deshalb ist es nicht nur billig, sondern auch notwendig, jemand, der auf diesem Gebiet mit Fleiß, Kosten und Mühe arbeitet, vor Nachteilen zu schützen. Zumal Isingrins Werk, welches »zu gemeinem Nutzen der Studierenden ausgegangen« ist, es wert zu sein scheint, vor »verwegentlichem Nachdruck« geschützt zu werden. Im Interesse des Gemeinwohls also darf mit gezielten Monopolisierungen ein-



Nr Carol der fünfft/von

Gottes gnaden Röm. Keyser zu allen zeiten me-
rer des Reichs/in Germanien/Hispanien/beyder
Sicilien/zū Jerusalem/zū Hungern/Dalmatien/
Croatien etc. König/Erzherzog zū Österreich/Her-
zog zū Burgund etc. Graff zū Sabspurg/Flandern vnd Tyrol. Diu weil vnser
pflicht/darzu vns Göttliche fürsichung geordnet/fürnemliche visach erfordert/mit
allein vnser heyligen Röm. Reichs grenzen zū bewaren/schützen vñ schirmen/vn-
sern vnderthonen friden zū schassen/sonder auch alle andere sachen vñnd handel zū
mäßigen/regieren vñd verwallen/die tugend mit aufstigung der laster/vñnd die
weißheyt mit freien künsten zū fördern/sollen wir söliche mit sonderm vleif vñ ernst
meniglichem jmbilden vñd zū versen geben. Vñd so dann hiezū erhaltene vñd ver-
lafne bücher sonder s diensilich/auf welchen/als auf einem vnerschöpfsten bruenen/
die aller schönsten exempel vnser gangen lebens/auch gewisseste/sicherste vñ recht-
geschaffne radtschläg gang reichlich herauf fließen/haben wir erstlich für billich/
nützlich vñd notwendig geacht vñnd angesehen/zū verhüten/so yemands an disen
handel etwas vleif/kosten/müe vñd arbeyt legte/das jm söliche gemeine güterhat mit
nachteylig noch zū schaden reychen sollte. Derhalben als vns vnser vñ des heyligen
Reichs lieber vñd getreuer Michael Jsingrin/Trucker zū Basell/fürtragen lassen/
wie das er vorhabens/entliche alte vñd newe lobliche vñ nütliche bücher zū gemei-
nem nutz der studierenden aufgeen zū lassen/aber er besorgte das ander söliche seine
bücher jm on visach oder verwegentlich nachtruckend/welchs dan zū sein grossen
schaden reychen möcht. Hier auff hatt er von vns demütiglich begeret sicherheyt/das
jm söliche seine bücher vnbillich vñ verderblich niemands nachtrucke/jhm berathen
vñd beholffen zū sein. Haben wir sein bitt gnediglich gehört/vñd damit er schadens
gefreiet/auch gemelte seine bücher mit grösserm vleif vñd ernst trucken vñd an tag
fortien lassen möge/gepieten vñd wöllen wir deshalb hie mit disem vnserm öffentli-
chen Edict vñ Mandat/das von niemands in kein weis noch weg/so weit sich vn-
ser heyligen Reichs grenzen erstrecken/was er Michael Jsingrin für fürnemer vñ
volgachter autoren bissher getruckt/vñd auch in den nechsten zehen gangen jaren
nach einander trucken mag/sie seyen in was spraach sie wöllen/in den nechsten fünff
jaren weder nachtrucke/nach durch einigen aufzug bekürzen lassen etc. auch die
an andern orten nachgetruckt/in vnser vñ des heyligen Römischen Reichs gren-
zen/weder heimlich noch öffentlich verführen/vñd haben/nach verkauffen sollen/
bey peen fünff marc purflödrigs golds/deren halber teyl vnserer Camer/als zur be-
lonung sölichen betrug zū rechnen/der ander halb teyl aber zū trost vñd schutz dem be-
trognen/gesfallen/mitsampt verliertung der selbigen nachgetruckten büchern/so ge-
melter Michael Jsingrin/es sey an welchen orten es wölle/selbs oder durch die sei-
nen ankoffen/erobern/oder mit hilff seiner oberkeyt desselbigen orts/oder on söliche
oberkeyten behendigen vñd zū seinem gewalt bringen vñnd beziehen mag. Des
zū vñkund haben wir dis vñser Edict vñd Mandat mit eygener hand vñd unterschri-
ben/vñ mit vnserm angehenkten sigel bewaren lassen. Datum in vnser statt Co-
let/den achtzehenden Junij/ums im Tuseht fünffhundert neun vñnd dreissigsten/
vnsero Keyserthumbs im neunzehenden/vñd vnserer Reichen im vier vñd zwen-
zigsten jar.

CAROLVS

✓ Held.

Auf Röm. Keyserlicher Maiestat
eygenn beuelch.

Obernburger.

Abb. 52: Die Reprivatisierung der Informationen:
Privileg Karls V. an M. Isingrin

zelner Produzenten in den freien Handel eingegriffen werden. Die Privilegierung erstreckt sich auf das gesamte Heilige Reich – wird aber schwerlich überall durchzusetzen gewesen sein. Sie erfaßt die gesamte bisherige Produktion Isingrins und alle Werke, die »in den nächsten zehn Jahren nacheinander gedruckt werden«. Da das Kräuterbuch von Fuchs 1544 erschien, kann der Nachdruck nur noch für die nächsten fünf Jahre unter Strafe gestellt werden! Auch der auszugsweise Abdruck wird für diesen Zeitraum unter Strafe gestellt. Weiterhin wird der Handel mit Nachdrucken für das Gebiet des Reiches untersagt. Die verschiedenen »Obrigkeiten« werden angewiesen, Isingrin bei der Wahrung seines Rechts zu unterstützen.

Man hat immer wieder versucht, die in der frühen Neuzeit privilegierten Bücher in Listen zusammenzustellen. Ein Blick auf diese Arbeiten zeigt, daß dies ein unendliches Unterfangen ist. Wohl jeder, der sich in der damaligen Buchkultur auskennt, kann solchen Listen beliebig viele weitere Werke hinzufügen.⁸⁶ Daraus und aus den zahlreichen, das Privilegienwesen betreffenden Verordnungen muß man die Schlußfolgerung ziehen, daß die Gesellschaft im 16. Jahrhundert den Nachdruck »in ziemlicher Zeit« einzuschränken suchte. Die üblichen Marktmechanismen sollten an diesem Punkt durch juristische Regelungen korrigiert werden. Man bediente sich hierzu gewerbe-rechtlicher Gepflogenheiten, die für andere Produkte schon aus dem Mittelalter bekannt waren.⁸⁷ Ein generelles Nachdruckverbot zu erlassen, wurde zwar vereinzelt, etwa 1531 in Basel, versucht, hatte jedoch aufgrund der zersplitterten politischen Verhältnisse in Deutschland keine Breitenwirkung.⁸⁸ Diese Rahmenbedingungen verhinderten auch, daß es zu einer allgemeinen Festlegung darüber kam, was unter einem »Nachdruck« zu verstehen ist. Dies wiederum hatte unmittelbare Auswirkungen auf den praktischen Nutzen von Privilegien überhaupt. Kam es tatsächlich zu einem Streit, der vor Gericht ausgetragen werden mußte, so konnte »*der wegen Nachdruck Belange als Einwand geltend machen, die Druckeinrichtung und das Format der von ihm gedruckten Bücher sei eine andere als in dem Originalwerk, während von klägerischer Seite darauf Gewicht gelegt wurde, daß andere Form und Ordnung für das Buch lediglich gewählt sei, um den Nachdruck zu verdecken*«. In den allerwenigsten Streitfällen scheint es deshalb überhaupt zu

einer Entscheidung gekommen zu sein. »Vielmehr weisen die Akten meist lediglich prozeßleitende Dekrete auf, vermittelt welcher sich die Sachen durch eine Reihe von Jahren hinschleppen, bis die mürrischen gewordenen Parteien sich vergleichen oder der Kläger die Klage zurücknimmt oder die Sache auch einfach einschläft. Und zwar war es so nicht nur bei den Territorialgerichten, sondern auch bei den Reichsgerichten.«⁸⁹

Dieser Befund paßt in das Gesamtbild: die Gesellschaft muß lernen, sich mit der Faktizität der marktwirtschaftlichen Verteilung von Informationen abzufinden. Drucker, Händler und Käufer orientieren sich eigenverantwortlich an ihren jeweiligen Interessen, machen ihre Handlungen – und das bedeutet: ihre Auswahl und Verbreitung von Informationen – wechselseitig voneinander abhängig. In diesen Mechanismus kann durch die Zensur nur im Nachhinein und durch Gewerbeprivilegien nur sehr punktuell eingegriffen werden. Als Steuerungsagenturen kommen überhaupt nur noch Repräsentanten der politischen Macht von größeren sozialen Systemen in Frage. Je weiter der Einflußbereich dieser Mächte, um so größer erscheint ihre Kontrollmöglichkeit. Dann allerdings, wenn die Infrastruktur der Verwaltung mit der Ausdehnung des Machtbereichs nicht Schritt hält, bleiben diese Steuerungsinstrumente häufig Makulatur. Wer die neuen Netze von einer zentralen Stelle aus steuern wollte, der mußte auch für einen Ausbau einer nationalstaatlichen Organisation und Macht eintreten.

Die Durchsetzung des Urheberrechtsgedankens: Daten- und Autorenschutz unter den neuen Bedingungen

Die bisher behandelten Steuerungsprinzipien: Zensur und Privilegierung von Druckern und Verlegern, zielen auf den Verteilungsprozeß der Informationen ab. Daneben zeigte sich aber schon im 15. Jahrhundert die Notwendigkeit, die Strukturen von Informationen sowie die Beziehung zwischen den Informationen und deren Produzenten zu schützen. Dieser Bereich wird später als »Urheberrecht« bezeichnet und ist heute ein Teilaspekt des Datenschutzes.

Im mündlichen Gespräch kann sich jeder Sprecher aussuchen, mit wem er eine Kommunikationsbeziehung herstellen will und welche Informationen er aus seinem »Speicher« weitergibt.

Zwar hat der Sprecher im Normalfall keine Kontrolle darüber, was und wem der Zuhörer weitererzählt – aber er kann später leugnen, dieses oder jenes »so« gesagt zu haben. Will er sich und seinen Zuhörer festlegen, so müssen Zeugen hinzugezogen werden – eine unabhängige Institution erst noch geschaffen werden.

Die persönliche Kontrollmöglichkeit nimmt bei der skriptographischen Nachrichtenübertragung aufgrund der Medien ab. Nicht nur der gewünschte Adressat, sondern als Nebenprodukt auch die Boten oder die als Vermittlungsinstanzen dazwischengeschalteten Institutionen bekommen von den abgeschickten Informationen etwas mit und können sie in der einen oder anderen Weise verwenden. Andererseits bleibt die ursprüngliche Struktur der Information in der Originalurkunde oder in dem Autographen erhalten. Normalerweise sind dort auch die Verfasser und Adressaten des Textes, also die intendierte Netzstruktur, mit dokumentiert.

Bei der typographischen Datenverarbeitung ist das skriptographische Original, das Manuskript des Autors, nur ein Arbeitsmittel, das konsumiert wird. Von einer Vermittlungsinstitution, eben dem Verlag oder der Druckerei, wird der handgeschriebene Text übersetzt. Der Einfluß des Autors auf diesen Übersetzungsvorgang und die weiteren Vermittlungsprozesse mußte in der frühen Neuzeit noch ausgehandelt werden. Man schuf nach und nach die Möglichkeit, auch gedruckte Texte als Originale zu betrachten, sie Autoren (und nicht nur Druckern) als Werk zuzuschreiben und diese Beziehung über einen längeren Zeitraum hinweg mitzukommunizieren, aufrechtzuerhalten und zu schützen.

In der oben schon besprochenen Schlußrede des Destillierbüchleins beruft sich Hieronymus Brunschwygk auch auf Sebastian Brant. Knapp ein Jahr vor dem Erscheinen des »*Liber de arte distillandæ*« des Straßburger Wundarztes hatte sich dieser in der dritten Auflage seines »Narrenschiffs« ebenfalls »nüt on vrsach« gegen den Nachdruck zur Wehr gesetzt.⁹⁰ Seine Argumentation hat allerdings eine andere Stoßrichtung als jene Brunschwygks. Sie zielt weniger auf die komplizierten Verteilungsprobleme und auf die ökonomischen Nachteile für den Drucker und den Autor, son-

dern vielmehr auf den persönlichen Kontrollverlust über den Text ab. »Neue Reime« seien in seine Dichtung eingefügt worden. Dadurch sieht er seine Arbeit »verkehrt«: *»den synn verliert man jn der mitten ... vmb manch rym so übel stat / Daß es mir jn mym hertzen we[h] / / geton hat tusen mok«.* (ebd.)

Es ist kein Wunder, daß Brant nicht nur die Veränderung der Informationen durch Hinzufügen, Weglassen und Verkehrungen Sorge bereite, sondern auch die Veränderung ihrer Kodierung: Bei seinem Werk handelt es sich um eine Reimdichtung, die zu einem gut Teil von der Eleganz der sprachlichen Formulierungen lebt. Brunschwygk hingegen vermittelt Informationen über den Bau verschiedener Typen von Destillierungsöfen, über deren Gebrauch u. v. a. m. Da mochte die sprachliche Ausformulierung im einzelnen nebensächlich sein, wenn nur die Beschreibung stimmte. Andererseits wurden bald nach der Jahrhundertwende auch von Fachprosaautoren Einwände gegen die Verfälschung ihrer Texte, sei es von den beauftragten Druckern, sei es von Nachdruckern, erhoben. Der Kolmarer Arzt Laurenz Fries gab 1518 bei Grüninger einen »Spiegel der Artzny« *»nützlich vn(d) guot alle(n) / / denen so der Artzet radt bege-re(n)«* heraus. Rückblickend schreibt er später: *»Wann da ichs erstmals dem trucker befolhen / ist es so jaemmerlichen an tag kummen / das ich / da ichs erstmals anblickt / meynt ichbett ein moerwunder [Meerwunder] geporen / wann so vil darinn verkeret vnnd durch ein vngeleerten setzer also verbrochen was / noch darmit nit genuog / sunder auch vil nerrischer bossen hinzuo gethon / deren ich nye keinen in meinen sin(n) nam zuomachen. Doch als ich diß gewar ward / boffete diß yrrthumb solle zuo künfftiger zeit widerumb gebessert werden / corrigiert mein buoch widerumb vnd beualhe es widerumb dem trucker / welcher das etliche zeit ließ ligen / vnnd doch zu letst widerumb auff ein neüws truckette / noch vil felscher vnd erger dan(n) vor mals / wann dazuo mal nitt allein grobheit des setzers gespüret ward / sunder wurden vil Capitel gefelschet vnnd etliche garmach [!] halber herausen gelassen / also das ich mein frucht garbey [!] nit meer gekennet hatte. Doch so gib ich hye mit dem trucker die schuld nit / aber seinen dienern / wann ich wol weyß / das er ein eerlicher redlicher man ist / muoß on zweyfel on sein wissen beschebe(n) sein / als er mir dann auch bey hohem glauben angezeigt hat.«⁹¹*

Kein Zweifel, Fries mochte sich mit der Umsetzung seiner handschriftlichen Vorlage in die Druckfassung nicht zufriedengeben.

Auch die spätere Überarbeitung des Drucks durch seinen »Bruder in Christo« O. Brunfels sagte ihm nicht zu. »*Hierumb*«, fährt er deshalb fort, »*so hab ich nit moegen lassen solche schand auff mir veralten/mich der arbeit vnder wunden ... disen rostigen vnd verdumckelten Spiegel widerumb zuo polieren vnd vnbesfleckt zuo machen*«. (ebd.) Die Beziehung zwischen dem Autor und seinem ausgedruckten Werk ist so eng geworden, daß sie ihm Kummer und sogar Schande bereiten kann. Das Druckerzeugnis wird zu einem Kind, der Autor zum Vater – und da ein Kind nicht mehrere Väter haben kann, so muß die Vaterschaft festgelegt werden. Als böse Zumutung empfand es schon Brant, daß er es »öffentlich mitansehen« mußte, wie etwas, das ihm »nie aus Mund oder Kehlen kam« und das er »niemals hat ausgehen lassen«, nun doch unter seinem Namen erscheint. »*Es kan nit yeder narren machen / Er heiß dann wie ich bin genant / Der narr Sebastianus Brant.*« (a. a. O.) »Seines Dichters darf« sich dieses Werk »nicht schämen müssen« müssen. Eben deshalb nimmt es Brant vor anderen Kindern in Schutz, die nur notdürftig die Kleidung des Narrenschiffs umgehängt bekommen haben.

Langsam setzt sich die Normalformerwartung durch, daß zu einem Kind der Druckerpresse ein Mutterverlag und ein Autorenvater gehört.^{92a}

In der rechtshistorischen Fachliteratur wird bis heute darüber gestritten, ob man Äußerungen wie jene von S. Brant als Ausdruck des Aufkommens von Urheberrechtsbewußtsein ansprechen kann.^{92b} Aus informationstheoretischer Sicht kann es hier eigentlich keine Zweifel geben. Die typographische Datenverarbeitung benutzt die Autorennamen als Ordnungskriterien für die Speicherung von Informationen. Eben deshalb mußten, wie schon im Kap. 3.5 angesprochen, für die alten Handschriften Autoren gesucht und/oder konstruiert werden. Mit der Zensurbestimmung vom Reichstag zu Augsburg 1548, die die Aufnahme von Autoren- und Verlegernamen auf dem Titelblatt forderte, war dieses Prinzip öffentlich ausgesprochen und unumkehrbar etabliert. Man »fand« bestimmte thematische Informationen dann, wenn man die Autorennamen kannte. Diese Attributionsbeziehung wirkte, selbst wenn sie ursprünglich nur als Hilfsmittel gedacht gewesen sein mochte, auf das Verhältnis zwischen den lebenden Autoren

und ihren schriftstellerischen Werken zurück. Fries und Brant schämen sich, weil ihnen etwas, entsprechend der Gepflogenheiten der typographischen Datenverarbeitung und -übermittlung, zugeschrieben wird, was sie selbst so nicht geschrieben haben. Und wie ihnen geht es vielen anderen Autoren, und zwar aus allen Bereichen: der Belletristik, der Fachprosa, der Theologie und den anderen Wissenschaften. Sie haben ein Interesse daran, daß die Strukturen ihrer Manuskripte in ihrem Sinne typographisch umgesetzt werden. Und sie wollen ihre Botschaft und deren Kodierung gegen Abänderung durch Dritte schützen. Wohlgemerkt, nicht (nur) die Botschaft als solche soll konserviert werden, sondern die Relation zwischen der Botschaft und ihrem Produzenten. Dies ist ein wichtiger Unterschied zu den älteren Forderungen nach Konstanthalten der Texte, wie sie etwa auch von Eike von Repgow in seiner Reimvorrede zum Sachsenspiegel erhoben wird. Schande drohte ihm hier, wenn ihm eine schlechte Kenntnis der Rechtsüberlieferung nachgesagt werden konnte.

Nunmehr hat man den Eindruck, als wenn das gedruckte Buch als Teil der Autorenpersönlichkeit, als Externalisierung von Strukturen ihres psychischen Apparats beschrieben und erlebt wird. Weil Manipulationen von Dritten an diesem »Selbst« kränkend sind, wird gegen die Veränderungen der Nachdrucker vorgegangen. Vielleicht ist auch dieser Einstellungswandel das unmittelbare Produkt einer Übertragung technischer Vorgänge auf psychische Prozesse: so wie die Druckpresse das Buch »schafft«, so schafft der Autor sein Manuskript. (Vgl. u. S. 315 ff.)

Zwar tauchen im ersten Drittel des 16. Jahrhunderts noch gelegentlich Autoren auf, die aus ehrlicher Bescheidenheit ihren Namen verschweigen, aber sie sind Relikte einer vergangenen Epoche. Und auch bei diesen setzt sich oftmals unversehens das neue Denken durch. Thomas Murner beispielsweise, gewiß ein ehrenwerter Vertreter der aussterbenden Haltung, kommt nicht umhin, einen Schutzpatron zu küren, der über die Beziehung zwischen dem Werk und seinem Autor wacht. Dem Bischof von Straßburg hat er seinen Namen anvertraut, den er in seinen gedruckten Büchern verschweigt, um nicht eitler Ruhmgier bezichtigt werden zu können. Dieser »Stellvertreter« soll entscheiden, wer die Identität des Autors erfährt und wer nicht:

»Das aber dises büchlin nit als ein schmachbüchlin on namen verargweniget werd / sunder vß cristenlicher liebe / in allem guoten dir zuo widerkere / vnd vnß zuo rettung der eren / vnd des glaubens / so ist de(m) erwürdigen vnd wolgebo-
ren fürsten vnd herren / einem bischoff von Straßburg / der nam vnd person des
machers diser büchlin insinuiert vnd eröffnet [werden] / nit einem ieden /
sunder wa es sein gnad not erkennet zuo offenbaren / welchem vnd allen cristen
sich der selbig maker in got dem herrn befihlet, so schließt Murner 1520
seine ›Christliche vnd brüderliche ermanung‹ Luthers.⁹³ Was würde
es auch nutzen, wenn es einzelnen Autoren egal wäre, ob sich die
Bücher mit ihrem Namen verbinden oder nicht? Die soziale Ge-
meinschaft hat sich daran gewöhnt, nach Autoren zu Büchern zu
suchen. Und sie schreibt die Werke auch dann zu, wenn es den Au-
toren unangenehm sein mag. In älterer Zeit war es gewiß sinnvoller,
wenn man sich bestimmte Informationen beschaffen wollte, nach
den ›Eigentümern‹ der Kodices Ausschau zu halten, sich ihre Na-
men zu merken, anstatt nach ihren zumeist ja längst verstorbenen
Autoren zu suchen. Man ›fand‹ das Werk, wenn man seinen Besitzer,
eine Bibliothek oder Person, kannte. Konsequenterweise ist es diese
Beziehung, die im römischen Recht berücksichtigt wird: »Als Be-
rechtigter an einem Manuskript galt nach dem Corpus iuris ... nur
der Eigentümer des beschriebenen Materials.«⁹⁴

Die Juristen der Neuzeit hatten sich demgegenüber mit der Frage zu
beschäftigen, wie man die Beziehung zwischen dem Autor und sei-
nem Manuskript sowie zwischen diesem Manuskript und den Druck-
erzeugnissen stabilisieren kann. Zu Beginn freilich waren es die
Autoren selbst, die sich diesem Problem zuwandten. Was lag für sie
näher, als wieder auf Vorbilder aus der handschriftlichen Nachrich-
tenübermittlung zurückzugreifen?

Die öffentliche Besiegelung der Beziehung zwischen dem Autor und seinen vielen typographischen Kindern

Urkunden und Briefe wurden seit alters her besiegelt und/oder un-
terschrieben. Siegel und/oder Unterschrift dokumentierten und
festigten eine Beziehung zwischen dem Aussteller und dem Text.
Das Schriftstück enthielt diejenigen Informationen vollständig

und ohne ›Verkehrungen‹, die der oder die Aussteller mündlich kundgetan hatten. Insofern ist das Siegel eine Beglaubigung für den ordnungsgemäßen Ablauf einer Informationstransformation aus dem oralen in das skriptographische Medium.

Diese Funktion wird in den sogenannten ›Notariatsinstrumenten‹ noch deutlicher. Der Notar war durch Eid verpflichtet, den mündlich vorgetragenen Willen einer oder mehrerer Parteien peinlich genau in einen schriftlichen Text umzusetzen: »Die notarien swerrent nuo hin zuo got vnd zuo den heyligen ... durch niemans nyllen weder durch liep noch durch leit kein wort vnterslaben, noch zuo kurtz noch zuo lang machen«, was ihre Mandanten ihnen vorgesprochen haben. »Das ingesigel ist nuo die worheit, wann was verbriefet wurt ist, das es versigelt wurt, so ist es bestetiget mit der worheit ... worheit sol sich nit endren, noch versetzet werden.«⁹⁵ Das, was in der besiegelten Urkunde oder in dem Notariatsinstrument steht, soll die bezeichnete Person wahrhaftig so und nicht anders ›gesagt‹ haben.

Genau diese ›öffentliche‹ Bestätigung wollten einzelne Autoren nun nicht mehr nur für ihre Manuskripte, sondern auch für deren Transformationen durch Holzschnitt und Typendruck erlangen. Aus historischer Sicht ist dieses Verlangen durchaus keine Selbstverständlichkeit. Ursprünglich besaß keineswegs jede Person das Siegelrecht. Im 15. Jahrhundert allerdings, so vermerkt der oben zitierte Schreiber der Reformatio Sigismundi, »ist nuo als gemein worden, das yederman wil ein ingesigel han.« (ebd. 303). Das Monopol der Repräsentanten sozialer Institutionen auf die Siegelgewalt war am Ende der Neuzeit brüchig geworden. Hinzu kommt, daß zahlreiche Funktionen des ›Insiegels‹ auch durch die eigenhändige Unterschrift übernommen werden konnten. Zur persönlichen Unterschrift scheint in jener Zeit im Prinzip jeder berechtigt gewesen zu sein – wenngleich ihre Bedeutung nach Amt und Würden durchaus unterschiedlich eingeschätzt worden sein dürfte.

Die Unterschrift signalisierte mindestens, daß der Unterschreiber den unterschriebenen Text psychisch verarbeitet, durch Lesen oder Vorlesen aufgenommen oder selber produziert hatte.

Diese kulturelle Norm nutzte beispielsweise Albrecht Dürer aus und ›übertrug‹ sie auf seine Druckwerke. Sein Monogramm  – in gewisser Hinsicht eine Mischform aus Siegel und Unterschrift – sollte ›beschwören‹, daß nicht nur die damit versehene Skizze, son-

dem auch die vielfach reproduzierten Holzschnitte und Kupferstiche seine persönlichen Produkte waren. Zeichnung und Holzschnitt wurden damit faktisch als Transformation seiner psychischen Vorstellungen in ein anderes, piktographisches Medium behandelt. Als nun im Januar 1512 auf dem Nürnberger Markt Nachdrucke seiner Zeichnungen (»Kunstbriefe«) einschließlich seines Monogramms erschienen, ging er beim Rat der Stadt gegen den Vertrieb vor. Nur ihm allein stünde die Verwendung »seines« Monogramms zu. *»Der Nürnberger Rat befahl daraufhin am 3. 1. 1512 dem Händler auf Dürers Antrag die Entfernung der Zeichen.«*⁹⁶

Im Bewußtsein des Patriziats hatte Dürers Monogramm hier »Insiegel-Funktion« gewonnen. Weil der Händler ein Siegel benutzte, welches nicht ihm, sondern ausschließlich Dürer zustand, wurde er gemäßregelt. Das Monogramm Dürers fungierte als Repräsentant seiner Person in kommunikativen Netzen, in denen er nicht persönlich, face-to-face, anwesend sein konnte.

Die gleiche Funktion gab auch Luther seiner »Schutzmarke«. Am Ende seiner Verdeutschung des Alten Testaments, also an der Stelle, wo bei einem Brief heute die Unterschrift stünde, fügte er einen Holzschnitt an: Schild mit Lamm, Kelch und Kreuzfahne sowie ein rundes Medaillon mit dem Lutherwappen und dem Monogramm »ML«. *»Dies Zeichen sei Zeuge«,* so erläutert Luther, *»daß solche Bücher durch meine Hand [ge]gangen sind; denn des falschen Druckens und Bücherverderbens [be]fleissigen sich itzt viel.«*⁹⁷ Der Abdruck seines Namens auf den Titelblättern seiner zahlreichen Werke, der schon üblich geworden war, genügte ihm allein nicht. Es ist allgemein bekannt, daß Luther großen Wert darauf legte, daß die Setzer seine Manuskripte im Wortlaut und sogar mit den orthographischen Besonderheiten in den Bleisatz übernahmen. Ein Stab von Mitarbeitern war mit dem Korrekturlesen und mit der Vereinheitlichung der Schreibung befaßt.⁹⁸

Wenngleich er ursprünglich möglicherweise den Nachdruck vor allem aus ökonomischen Gründen, um Nachteilen seiner Wittenberger Verleger und Drucker vorzubeugen, verurteilte, so trat doch bald die Sorge um den Erhalt des authentischen Textes in den Vordergrund.⁹⁹

»Vngefelscht Gottes Wort an den Tag zu bringen«, das nahm er für seine Übersetzungen in der Bibelausgabe 1545 in Anspruch.

Zwar mag man behaupten, daß »Luther das Bewußtsein eines besonderen Rechts an seinen Werken noch nicht gehabt hat, wenn man »Recht« hier als eine neuzeitliche juristische Kategorie versteht.¹⁰⁰ Vor dem Hintergrund der damaligen Rechtsverhältnisse dürfte ein solches Bewußtsein in der Tat kaum zu erwarten gewesen sein. Die Auszeichnung der Persönlichkeit und die Schutzwürdigkeit der Beziehung zwischen dem Autor und seinem Werk wird vielmehr vor dem Hintergrund traditioneller religiöser Deutungsschemata begründet. Unmißverständlich behauptet Luther, bei seiner Bibelübersetzung im »Stande der Gnade« gewesen zu sein: »VND wündsche daß ein jglicher bedencken wolt / das nicht leichtlich jemand anders solcher ernst sey an der Biblia / als vns allhie zu Wittenberg / als denen zum ersten die gnade gegeben ist / Gottes wort wider an den lag vngefelscht / und wol geleutert / zu bringen.«¹⁰¹ Wie häufig er im übrigen auch an seinem Weg und an der Gnade Gottes gezweifelt hat, in diesem Punkt ist er sicher: nicht anderen, sondern ihm und seinen Wittenberger Kollegen hat es Gottes Barmherzigkeit vergönnt, eine »geläuterte« Bibel an den Tag zu bringen. Die Demut, mit der er diese Gnade annimmt, verstellt ihm nicht den Blick darauf, daß eben nicht eine andere Person, sondern er ausgewählt wurde. Und gerade hieraus ergibt sich für ihn die besondere Verpflichtung, seinen Namen in den Übersetzungen nicht zu verschweigen, sondern ihn zum Markenzeichen für die wahre göttliche Botschaft zu machen.

Keineswegs mehr religiös begründet Agnes Dürer ihren Anspruch auf eine Kontrolle über die typographische Verbreitung der Arbeiten ihres verstorbenen Gatten. Sie wandte sich an Karl V, um die »Vier Bücher von menschlicher Proportion« schützen zu lassen und erhielt 1528 das Privileg, »daß nyman / wer der sey / gemelts weylendt Albrecht Duerers ob beruerte erfunden kunst vnd buecher / oder etwas auß zugs / von denselben / in seinem namen / vnd als ob er die gemacht / noch sunst / on verwilligung gedachter witwe / inn druck bringe / oder außgeen lasse / noch verkauffe / Das auch die obberuerte buecher / kunst vnd proporcion / der genannten seiner witwen / so sie die in druck pringen laßt oder gepracht hette / in zehen jaren den negsten nach außgang desselben drucks / nit nachdrucke / noch also nachgedruckt verkauffe.«¹⁰²

Wie man dem Text des Privilegs, welches dem noch 1528 fertige-